# *Elftes Kapitel*

Es wird niemals möglich sein, eine vollständig genaue und unvoreingenommene Darstellung der Kämpfe in Barcelona zu erhalten, da die notwendigen Unterlagen nicht vorhanden sind. Zukünftige Historiker werden nichts außer einer Menge Anschuldigungen und Parteipropaganda haben, wonach sie sich richten können. Ich selbst habe zusätzlich zu dem, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe oder was ich von Augenzeugen erfuhr, wenig Unterlagen, die ich für glaubwürdig halte. Ich kann jedoch einige der besonders schamlosen Lügen widerlegen und dazu beitragen, die Ereignisse in das richtige Licht zu rücken.

Zunächst also, was geschah wirklich?

Schon seit einiger Zeit war es zu Spannungen in ganz Katalonien gekommen. In den vorangegangenen Kapiteln dieses Buches habe ich über die Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Anarchisten berichtet. Im Mai 1937 hatten die Dinge einen Punkt erreicht, an dem man einen heftigen Ausbruch als unvermeidlich ansehen mußte. Der unmittelbare Anlaß für die Reiberei war ein Befehl der Regierung, alle verborgenen Waffen abzuliefern. Dieser Befehl erfolgte gleichzeitig mit der Entscheidung, eine schwer bewaffnete ›unpolitische‹ Polizeimacht aufzubauen, von der die Gewerkschaftsmitglieder ausgeschlossen werden sollten. Die Bedeutung dieser Anordnung war jedem klar. Es war ebenso einleuchtend, daß der nächste Schritt darin bestehen werde, einige von der C.N.T. kontrollierte Schlüsselindustrien zu übernehmen. Außerdem herrschte unter der Arbeiterklasse ein gewisser Verdruß über den wachsenden Gegensatz zwischen Wohlstand und Armut sowie das allgemeine, unbestimmte Gefühl, die Revolution sei sabotiert

worden. Viele Leute waren angenehm überrascht, als es am 1. Mai keine Ausschreitungen gab. Am 3. Mai entschloß sich die Regierung, das Telefonamt zu übernehmen, das seit Kriegsbeginn hauptsächlich von Arbeitern der C.N.T. in Betrieb gehalten worden war. Man behauptete, es werde schlecht geleitet und amtliche Gespräche würden abgehört. Der Polizeichef Salas, der vielleicht seine Anweisungen überschritt, vielleicht aber auch nicht, entsandte drei Lastwagen mit bewaffneten Zivilgardisten, um das Gebäude zu besetzen, während die Straßen draußen von bewaffneter Polizei in Zivil gesäubert wurden. Zur gleichen Zeit etwa besetzten Trupps der Zivilgarde verschiedene andere Gebäude an strategischen Stellen. Was auch die wirklichen Absichten gewesen sein mögen, man glaubte allgemein, dies sei das Signal für einen Generalangriff der Zivilgardisten und der P.S.U.C. (Kommunisten und Sozialisten) auf die C.N.T. In der Stadt verbreitete sich in Windeseile die Nachricht, daß man die Gebäude der Arbeiter angreife. Bewaffnete Anarchisten erschienen in den Straßen, die Arbeit wurde niedergelegt, und sofort brachen Kämpfe aus. In der Nacht und am nächsten Morgen wurden in der ganzen Stadt Barrikaden errichtet, und die Kämpfe gingen ununterbrochen bis zum Morgen des 6. Mai weiter. Auf beiden Seiten waren die Kämpfe aber hauptsächlich defensiv. Die Gebäude wurden zwar belagert, aber, soviel ich weiß, nicht gestürmt, und man setzte keine Artillerie ein. Grob gesprochen hielten die Streitkräfte der C.N.T.-F.A.I. und P.O.U.M. die Vorstädte der Arbeiterklasse und die bewaffneten Polizeikräfte sowie die P.S.U.C. die zentralgelegenen Teile der Stadt und die Regierungsviertel. Am 6. Mai kam es zu einem Waffenstillstand, aber die Kämpfe brachen bald wieder aus, wahrscheinlich wegen der voreiligen Versuche der Zivilgardisten, die Arbeiter der C.N.T. zu entwaffnen. Am nächsten Morgen aber verließen die Leute aus eigenem Antrieb die Barrikaden. Ungefähr bis zur Nacht des 5. Mai behielt die C.N.T. die

Oberhand, und eine große Zahl Zivilgardisten hatte sich ergeben. Aber es gab keine allgemein anerkannte Führung und keinen festen Plan; ja, soweit man urteilen konnte, überhaupt keinen Plan außer der vagen Entschlossenheit, sich den Zivilgardisten zu widersetzen. Die Parteiführer der C.N.T. beschworen gemeinsam mit der Spitze der U.G.T. die Bevölkerung, an die Arbeit zurückzugehen; vor allem wurden die Lebensmittel knapp. Unter diesen Umständen war niemand von der Wichtigkeit der Streitpunkte genügend überzeugt, um weiterzukämpfen. Am Nachmittag des 7. Mai waren die Verhältnisse fast normal. An diesem Abend trafen sechstausend Sturmgardisten ein, die man von Valencia über das Meer geschickt hatte, und übernahmen die Kontrolle der Stadt. Die Regierung erließ den Befehl, alle Waffen abzuliefern, die sich nicht im Besitz der regulären Streitkräfte befanden, und während der nächsten Tage wurden große Waffenmengen beschlagnahmt. Offiziell wurden die Verluste während der Kämpfe mit vierhundert Toten und etwa tausend Verwundeten angegeben. Vierhundert Tote sind wahrscheinlich übertrieben, aber da es keine Möglichkeit gibt, die Wahrheit zu überprüfen, muß man diese Angabe als richtig hinnehmen.

Zweitens nun, was waren die Folgen der Kämpfe? Offensichtlich ist es unmöglich, mit einiger Sicherheit zu sagen, wozu sie führten. Es gibt keinen Beweis dafür, daß der Ausbruch der Unruhen irgendeinen direkten Einfluß auf den Verlauf des Krieges hatte, obwohl das der Fall gewesen wäre, wenn die Kämpfe noch länger gedauert hätten. Die Unruhen dienten als Entschuldigung, Katalonien unter die direkte Kontrolle Valencias zu bringen, die Auflösung der Milizeinheiten voranzutreiben, die P.O.U.M. zu unterdrücken, und ohne Zweifel hatten sie auch einen Einfluß auf den Sturz der Regierung Caballero. Aber wir können mit Sicherheit annehmen, daß diese Dinge auf jeden Fall geschehen wären. Die eigentliche Frage lautet, ob die Arbeiter der

C.N.T., als sie auf die Straße gingen, durch ihre Bereitschaft, aus diesem Anlaß zu kämpfen, etwas gewannen oder verloren. Nach meiner Meinung, einer reinen Mutmaßung, gewannen sie mehr, als sie verloren. Die Besetzung des Telefonamtes von Barcelona war nicht mehr als ein Zwischenfall in einer langen Kette von Ereignissen. Seit dem vorangegangenen Jahr hatte man die direkte Macht allmählich den Händen der Syndikate entrungen. Die allgemeine Tendenz lief nicht mehr auf eine Kontrolle durch die Arbeiterklasse hinaus, sondern zielte auf die Verwirklichung einer zentralisierten Kontrolle. Das mußte zum Staatskapitalismus oder möglicherweise zur Wiedereinführung des privaten Kapitalismus führen. Wahrscheinlich wurde diese Entwicklung durch den damaligen Widerstand verlangsamt. Ein Jahr nach Kriegsausbruch hatten die katalanischen Arbeiter viel von ihrer Macht verloren, aber vergleichsweise war ihre Stellung immer noch vorteilhaft. Sie wäre wahrscheinlich viel ungünstiger gewesen, hätten sie klar zu erkennen gegeben, daß sie sich auch gegenüber der größten Herausforderung ruhig verhalten würden. Es gibt Gelegenheiten, bei denen es sich besser bezahlt macht, zu kämpfen und geschlagen zu werden, als überhaupt nicht zu kämpfen.

Drittens aber, welche Absicht lag dem Ausbruch der Unruhen zugrunde, gab es überhaupt eine? War es ein *coup d'Etat* oder der Versuch einer Revolution? Zielte er tatsächlich auf den Sturz der Regierung? Hatte man vorher überhaupt irgendwelche Absprachen getroffen?

Nach meiner Meinung waren die Kämpfe nur insoweit vorher abgesprochen, als jeder sie erwartete. Es gab auf keiner Seite irgendein Zeichen eines sehr bestimmten Planes. Auf seiten der Anarchisten war der Aufstand ziemlich sicher spontan, denn er entsprang hauptsächlich der Initiative der einfachen Mitglieder. Die Leute gingen auf die Straße, und ihre politischen Führer folgten ihnen zögernd, oder sie folgten ihnen überhaupt nicht. Die einzigen Leute, die sich

zumindest in ihren Reden eines revolutionären Tones bedienten, waren die ›Freunde Durrutis‹, eine kleine extreme Gruppe innerhalb der F.A.I. und der P.O.U.M. Aber auch sie folgten den Ereignissen und führten sie nicht an. Die ›Freunde Durrutis‹ verteilten ein revolutionäres Flugblatt, aber es kam nicht vor dem 5. Mai heraus. Man kann also nicht sagen, daß die Kämpfe dadurch ausgelöst wurden, die schon zwei Tage vorher von selbst angefangen hatten. Die Parteiführer der C.N.T. weigerten sich von Anfang an, den Aufruhr als ihre eigene Sache anzuerkennen. Dafür gab es viele Gründe. Zunächst einmal war es sicher, daß die Anführer der C.N.T. konservativer waren als ihre Gefolgsleute, weil die C.N.T. immer noch in der Regierung und der Generalidad vertreten war. Zweitens war es das Hauptziel der Anführer der C.N.T., ein Bündnis mit der U.G.T. zu schließen. Die Kämpfe aber mußten die Spaltung zwischen der C.N.T. und der U.G.T. erweitern, zumindest in diesem Augenblick. Drittens fürchteten die anarchistischen Führer – obwohl das damals nicht allgemein bekannt war –, daß eine ausländische Intervention erfolgen könne, falls die Dinge über einen gewissen Punkt hinausgingen, wenn also etwa die Arbeiter die Macht in der Stadt an sich rissen, wie sie es vielleicht am 5. Mai hätten tun können. Ein britischer Kreuzer und zwei britische Zerstörer hatten sich vor den Hafen gelegt, und ohne Zweifel waren andere Kriegsschiffe nicht weit entfernt. Die englischen Zeitungen meldeten, diese Schiffe seien nach Barcelona gekommen, um »britische Interessen zu schützen«. In Wirklichkeit aber unternahmen sie nichts für diesen Zweck, das heißt, sie landeten keine Soldaten und nahmen keine Flüchtlinge auf. Es ist nicht sicher, aber mindestens sehr gut möglich, daß die britische Regierung, die keinen Finger gerührt hatte, um die spanische Regierung vor Franco zu retten, sehr schnell eingegriffen haben würde, um sie vor ihrer eigenen Arbeiterklasse zu retten.

Die Anführer der P.O.U.M. taten nichts, um den Aufruhr

zu verleugnen, sie ermutigten in der Tat ihre Gefolgsleute, auf den Barrikaden zu bleiben, und gaben in *La Batalla* vom 6. Mai sogar ihre Zustimmung zu dem extremen Flugblatt, das die ›Freunde Durrutis‹ veröffentlicht hatten. (Es besteht große Ungewißheit über die Existenz dieses Flugblattes, und niemand scheint in der Lage zu sein, ein Exemplar zur Verfügung zu stellen.) In einigen ausländischen Zeitungen wurde es als ein »aufrührerisches Plakat« beschrieben, das man in der ganzen Stadt angeklebt habe. Ein derartiges Plakat gab es mit Sicherheit nicht. Wenn ich die verschiedenen Berichte vergleiche, möchte ich sagen, daß das Flugblatt die folgenden Forderungen stellte: 1. die Bildung eines Revolutionsrates (Junta); 2. die Erschießung aller derjenigen, die für den Angriff auf das Telefonamt verantwortlich waren; 3. die Entwaffnung der Zivilgardisten.

Es ist weiterhin ungewiß, wieweit *La Batalla* eine Übereinstimmung mit dem Flugblatt ausdrückte. Ich selbst habe weder das Flugblatt noch *La Batalla* von jenem Datum gesehen. Der einzige Handzettel, den ich während der Kämpfe sah, wurde am 4. Mai von einer Splittergruppe der Trotzkisten (›Bolschewistische Leninisten‹) herausgegeben. Darauf stand: »Jeder auf die Barrikaden – Generalstreik aller Industrien, außer der Kriegsindustrie.« (Es wurde mit anderen Worten nur verlangt, was gerade schon geschah.) In Wirklichkeit aber nahmen die Anführer der P.O.U.M. eine zögernde Haltung ein. Sie hatten sich nie für einen Aufstand ausgesprochen, bevor der Krieg gegen Franco gewonnen war. Andererseits waren die Arbeiter auf die Straße gegangen, und darum folgten die Anführer der P.O.U.M. der ziemlich pedantischen marxistischen Interpretation, daß es die Pflicht der revolutionären Parteien ist, mit den Arbeitern solidarisch zu sein, wenn sie auf die Straße gehen. Gleichzeitig taten sie aber ihr Bestes, trotz ihrer revolutionären Schlagworte vom »Wiedererwachen des Geistes vom 19. Juli« und ähnlicher, das Eingreifen der Arbeiter auf die

Verteidigung zu beschränken. Sie befahlen beispielsweise niemals einen Angriff auf irgendein Gebäude. Sie befahlen ihren Mitgliedern nur, wachsam zu sein und, wie ich im vorhergehenden Kapitel erwähnte, wenn es sich vermeiden ließe, nicht zu schießen. *La Batalla* veröffentlichte auch Weisungen, daß keine Truppeneinheit die Front verlassen dürfe[1]. Soweit man alles abschätzen kann, möchte ich sagen, die Verantwortung der P.O.U.M. habe darin bestanden, alle Arbeiter aufgefordert zu haben, auf den Barrikaden zu bleiben. Wahrscheinlich überredete sie auch eine gewisse Anzahl, länger dort zu bleiben, als sie es sonst getan hätten. Diejenigen, die damals in persönlichem Kontakt mit den Anführern der P.O.U.M. standen (ich selbst hatte ihn nicht), haben mir erzählt, daß sie in Wirklichkeit über die ganze Geschichte bestürzt waren. Aber sie hatten das Gefühl, sie müßten sich damit solidarisch erklären. Hinterher wurde natürlich in der gewohnten Art politisches Kapital daraus geschlagen. Gorkin, einer der Anführer der P.O.U.M., sprach später sogar von »den glorreichen Maitagen«. Aus Propagandagründen mag diese Haltung richtig gewesen sein. Gewiß stieg die Mitgliederzahl der P.O.U.M. während der kurzen Periode vor ihrer Unterdrückung etwas an. Taktisch aber war es wahrscheinlich ein Fehler, das Flugblatt der ›Freunde Durrutis‹ auf diese Weise zu unterstützen, denn sie waren eine kleine, der P.O.U.M. normalerweise feindlich gesinnte Organisation.

In Anbetracht der allgemeinen Aufregung und der Dinge, die man auf beiden Seiten gesagt hatte, bedeutet das Flugblatt tatsächlich nicht mehr als: »Bleibt auf den Barrikaden.« Aber dadurch, daß sich die Anführer der P.O.U.M. den Anschein gaben, diesem zuzustimmen, während die anarchi-

[1] Eine der jüngsten Nummern des *Inprecor* behauptet genau das Gegenteil, nämlich *La Batalla* habe den P.O.U.M.-Truppen befohlen, die Front zu verlassen! Dieses Argument kann man leicht entkräften, wenn man *La Batalla* von jenem Datum nachschlägt.

stische Zeitung *Solidaridad Obrera* es verwarf, machten sie es der kommunistischen Presse einfach, nachher zu sagen, die Kämpfe seien nur ein von der P.O.U.M. durchgeführter Aufstand gewesen. Wir können sicher sein, daß die kommunistische Presse das auf jeden Fall gesagt hätte. Diese Vorwürfe waren nichts im Vergleich zu den Anschuldigungen, die sowohl vorher wie auch hinterher mit geringeren Beweismitteln aufgestellt wurden. Auch die Anführer der C.N.T. gewannen durch ihre vorsichtigere Haltung nicht viel. Sie wurden für ihre Loyalität gelobt, aber man drängte sie, sobald sich die Möglichkeit dazu bot, sowohl aus der Regierung als auch aus der Generalidad hinaus.

Soweit man damals die Reden aller Leute beurteilen konnte, gab es nirgendwo eine wirklich revolutionäre Absicht. Die Leute hinter den Barrikaden waren normale Arbeiter der C.N.T., wahrscheinlich waren auch ein paar Arbeiter der U.G.T. dazwischen. Sie versuchten nicht, die Regierung zu stürzen, sondern sich nur dem zu widersetzen, was sie zu Recht oder Unrecht als einen Angriff der Polizei betrachteten. Ihr Kampf war hauptsächlich defensiv, und ich bezweifle, daß man ihn einen »Aufstand« nennen sollte, wie es fast in allen ausländischen Zeitungen geschah. Zu einem Aufstand gehören Angriffshandlungen und ein bestimmter Plan. Genauer gesagt, war es ein Aufruhr – ein sehr blutiger Aufruhr –, denn beide Seiten besaßen Gewehre und waren entschlossen, sie zu benutzen.

Aber welche Absichten hatte die Gegenseite? Wenn es schon kein anarchistischer *coup d'Etat* war, konnte es vielleicht ein kommunistischer *coup d'Etat* sein – ein wohlüberlegter Versuch, die Macht der C.N.T. mit einem Schlag zu zerschlagen.

Ich glaube nicht, daß es so war, obwohl gewisse Anzeichen diese Vermutung nahelegen können. Es ist bezeichnend, daß sich etwas sehr Ähnliches zwei Tage später in Tarragona ereignete (die Eroberung des Telefonamtes durch

bewaffnete Polizei, die auf Befehl aus Barcelona handelte). Auch in Barcelona war der Überfall auf das Telefonamt keine isolierte Handlung. In verschiedenen Teilen der Stadt bemächtigten sich Trupps der Zivilgarde und P.S.U.C.-Anhänger der Gebäude an strategisch wichtigen Stellen. Sie machten das mit überraschender Schnelligkeit, wenn auch vielleicht nicht, bevor die Kämpfe überhaupt anfingen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sich diese Dinge in Spanien und nicht in England ereigneten. Barcelona ist eine Stadt mit einer langen Geschichte voller Straßenkämpfe. An solchen Orten ereignen sich die Dinge schnell, die Parteien sind schon vorbereitet, jeder kennt die örtlichen Gegebenheiten, und wenn die Kanonen zu schießen beginnen, nehmen die Menschen ihre Plätze fast wie bei einem Feueralarm ein. Vermutlich erwarteten die für die Besetzung des Telefonamtes Verantwortlichen die Unruhen – aber sicher nicht in dem Ausmaße, wie sie sich tatsächlich abspielten. Sie hatten Gegenmaßnahmen vorbereitet, aber daraus folgert nicht, daß sie einen allgemeinen Angriff auf die C.N.T. planten. Es gibt zwei Gründe für meine Vermutung, daß keine der Parteien irgendwelche Vorbereitungen für umfangreiche Kämpfe getroffen hatte:

1. Keine der Parteien hatte vorher Truppen nach Barcelona gebracht. Die Kämpfe fanden nur zwischen den Leuten statt, die schon in Barcelona waren, hauptsächlich Zivilisten und Polizei.

2. Lebensmittel wurden fast sofort knapp. Jeder, der in Spanien gedient hat, weiß, daß die einzige Kriegshandlung, welche die Spanier wirklich gut bewerkstelligen, die Versorgung ihrer Truppen mit Lebensmitteln ist. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine der Parteien ein- oder zweiwöchige Straßenkämpfe und zusätzlich einen Generalstreik geplant hätte, ohne vorher genügend Lebensmittel gelagert zu haben.

Schließlich noch die Frage nach Recht oder Unrecht.

In der ausländischen antifaschistischen Presse wurde viel Staub aufgewirbelt, aber wie üblich schenkte man nur einer Seite des Falles Gehör. So wurden die Kämpfe in Barcelona als ein Aufstand illoyaler Anarchisten und Trotzkisten dargestellt, die »der spanischen Regierung in den Rücken fielen« und so weiter. So einfach war die Streitfrage aber nicht. Wenn man mit einem Todfeind Krieg führt, ist es zweifellos besser, sich nicht untereinander zu streiten. Man sollte sich jedoch daran erinnern, daß zu einem Streit zwei gehören und das Volk nicht beginnt, Barrikaden zu bauen, bevor es nicht der Ansicht ist, provoziert worden zu sein.

Natürlich hat die Aufforderung der Regierung an die Anarchisten, ihre Waffen abzuliefern, zu diesen Unruhen geführt. In der englischen Presse übersetzte man diese Tatsache in englische Begriffe. Das klang dann so: Man habe an der aragonischen Front verzweifelt Waffen benötigt und sie nicht dorthin senden können, da die unpatriotischen Anarchisten sie zurückhielten. Wer die Ereignisse so darstellt, übersieht die in Spanien tatsächlich herrschenden Zustände. Jeder wußte, daß sowohl die Anarchisten als auch die P.S.U.C. Waffen hamsterten, und als die Kämpfe in Barcelona ausbrachen, wurde das noch deutlicher, denn beide Seiten kamen nun mit großen Waffenmengen zum Vorschein. Die Anarchisten wußten sehr genau, daß, selbst wenn sie ihre Waffen ablieferten, die P.S.U.C. als wichtigste politische Macht in Katalonien immer noch ihre eigenen behalten würde. So geschah es tatsächlich, als die Kämpfe vorbei waren. Unterdessen sah man sogar in den Straßen große Waffenmengen, die an der Front bitter benötigt wurden, die aber die ›nichtpolitische‹ Polizeimacht in der Etappe zurückgehalten wurden. Alles wurde aber beherrscht von dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kommunisten und Anarchisten, der früher oder später zu einer Auseinandersetzung führen mußte. Die Kommunistische Partei Spa-

niens war seit Kriegsbeginn enorm an Zahl gewachsen und hatte den größeren Teil der politischen Macht an sich gerissen. Außerdem waren Tausende ausländischer Kommunisten nach Spanien gekommen, die offen verkündeten, sie wollten den Anarchismus »liquidieren«, sobald der Krieg gegen Franco gewonnen sei. Unter diesen Umständen konnte man kaum erwarten, daß die Anarchisten ihre Waffen ausliefern würden, die sie im Sommer 1936 in die Hände bekommen hatten.

Die Besetzung des Telefonamtes bedeutete einfach das Streichholz, das die schon vorhandene Bombe zündete. Es ließe sich vielleicht gerade noch vorstellen, daß die Verantwortlichen glaubten, das werde nicht zu Unruhen führen. Es heißt, daß der katalanische Präsident Companys einige Tage früher lachend erklärt habe, die Anarchisten würden sich mit allem abfinden[1].

Sicher war das Ganze keine kluge Handlung. Während des vergangenen Monats hatte es schon eine lange Reihe bewaffneter Zwischenfälle in verschiedenen Teilen Spaniens zwischen Kommunisten und Anarchisten gegeben. Katalonien, und besonders Barcelona, befand sich in einem Zustand der Spannung, der schon zu Straßenkämpfen, Ermordungen und dergleichen geführt hatte. Plötzlich machte in der Stadt die Nachricht die Runde, daß bewaffnete Soldaten jene Gebäude angriffen, die die Arbeiter in den Julikämpfen erobert hatten und auf deren Besitz sie einen großen, gefühlsmäßigen Wert legten. Man muß sich daran erinnern, daß die Zivilgardisten von der arbeitenden Bevölkerung nicht geliebt wurden. Generationen lang war *la guardia* nur ein Instrument des Landherren und des Bosses gewesen. Zweifellos wurden die Zivilgardisten doppelt stark gehaßt, weil sie ganz zu Recht verdächtigt wurden, eine sehr fragwürdige Loyalität gegenüber den Faschisten

[1] *New Statesman* (vom 14. Mai).

an den Tag gelegt zu haben[1]. Es ist wahrscheinlich, daß das Volk in den ersten Stunden von den gleichen Gefühlen auf die Straße getrieben wurde, die es bei Beginn des Krieges dazu geführt hatten, den aufständischen Generälen zu widerstehen. Natürlich kann man sich darüber streiten, ob die Arbeiter der C.N.T. das Telefonamt ohne Protest hätten ausliefern sollen. Das eigene Urteil wird in diesem Falle davon beeinflußt, welche Stellung man zur Frage Zentralregierung oder Kontrolle durch die Arbeiterklasse einnimmt. Es ist vielleicht zutreffender, wenn man sagt: »Ja, mit ziemlicher Sicherheit hatte die C.N.T. gute Gründe. Aber trotzdem war Krieg, und es gab keine Entschuldigung dafür, einen Kampf hinter der Front anzufangen.« Hiermit stimme ich vollständig überein. Jede innere Unruhe mußte Franco helfen. Aber was löste die Kämpfe eigentlich aus? Es mag stimmen und auch nicht stimmen, daß die Regierung ein Recht hatte, das Telefonamt zu besetzen, entscheidend ist, daß dies unter den herrschenden Umständen zum Kampf führen mußte. Es war eine herausfordernde Handlung, eine Geste, die eigentlich sagte und vermutlich auch sagen sollte: »Eure Macht ist zu Ende – jetzt kommen wir an die Reihe.« Der gesunde Menschenverstand mußte einem sagen, daß es darauf nur Widerstand geben könne. Mit ein wenig Gefühl für Proportionen muß man erkennen, daß die Schuld nicht vollständig auf einer Seite lag, daß sie in einer solchen Angelegenheit auch gar nicht allein dort liegen konnte. Der Grund für die Billigung dieser einseitigen Version liegt einfach darin, daß die spanischen Revolutionsparteien keine Unterstützung in der ausländischen Presse gefunden haben. Besonders in der englischen Presse müßte man lange suchen, ehe man zu irgendeiner Zeit des Krieges

[1] Bei Ausbruch des Krieges hatten sich die Zivilgardisten überall auf die Seite der stärkeren Partei geschlagen. Im Verlaufe des Krieges gingen später die örtlichen Zivilgardisten bei mehreren Gelegenheiten, zum Beispiel in Santander, geschlossen zu den Faschisten über.

einen zustimmenden Hinweis auf die spanischen Anarchisten fände. Sie wurden systematisch angeschwärzt, und es ist fast unmöglich, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß, daß man irgend jemand findet, der etwas zu ihrer Verteidigung druckt.

Ich habe versucht, über die Kämpfe in Barcelona objektiv zu schreiben, obwohl offensichtlich niemand in einer derartigen Frage vollständig objektiv sein kann. Man muß praktisch Stellung nehmen, und es muß deutlich geworden sein, auf welcher Seite ich stand. Natürlich ist es unvermeidlich, daß ich Fehler in der Darstellung der Tatsachen gemacht habe, nicht nur hier, sondern auch in anderen Teilen dieser Erzählung. Wegen des Mangels an nicht propagandistisch gefärbten Dokumenten ist es sehr schwierig, fehlerfrei über den Spanischen Krieg zu schreiben. Ich warne jeden vor meinem Vorurteil, und ich warne jeden vor meinen Fehlern. Aber dennoch habe ich mein Bestes getan, um ehrlich zu sein. Es wird aber zu erkennen sein, daß meine Schilderung völlig anders ist als die, welche in der ausländischen, besonders in der kommunistischen Presse erschien. Es ist notwendig, die kommunistische Version zu untersuchen, denn sie wurde in der ganzen Welt veröffentlicht, seither in kurzen Abständen ergänzt und ist wahrscheinlich die weitestgehend akzeptierte.

In der kommunistischen und prokommunistischen Presse wurde die ganze Schuld an den Kämpfen in Barcelona der P.O.U.M. zugeschoben. Die Unruhen wurden nicht als ein spontaner Aufruhr geschildert, sondern als eine überlegte und geplante Revolution gegen die Regierung, die ausschließlich von der P.O.U.M. mit Hilfe einer Handvoll verführter ›Unkontrollierbarer‹ arrangiert wurde. Mehr noch, sie war sicherlich eine faschistische Verschwörung, die unter faschistischem Befehl ausgeführt wurde, um einen Bürgerkrieg in der Etappe anzuzetteln und so die Regierung zu lähmen. Die P.O.U.M. war ›Francos Fünfte Kolonne‹, eine

›trotzkistische‹ Organisation, die im Bündnis mit den Faschisten arbeitete.

Nach den Worten des *Daily Worker* (11. Mai):

*Die deutschen und italienischen Agenten, die nach Barcelona strömten, um angeblich den berüchtigten »Kongreß der 4. Internationale« vorzubereiten, hatten eine große Aufgabe. Sie lautete:*

*Sie sollten zusammen mit den örtlichen Trotzkisten einen Zustand der Unordnung und des Blutvergießens herbeiführen, der es der deutschen und italienischen Regierung ermöglichte zu erklären, daß sie »wegen der in Barcelona herrschenden Unordnung nicht in der Lage wären, eine wirksame Kontrolle der katalonischen Küsten durch die Kriegsmarine auszuüben« und deshalb »nichts anderes tun könnten, als Truppen in Barcelona zu landen«.*

*Mit anderen Worten, es wurde eine Situation vorbereitet, auf Grund deren die deutsche und die italienische Regierung ganz offen Truppen oder Marinesoldaten an der katalonischen Küste landen und dazu erklären konnten, sie täten das, »um die Ordnung aufrechtzuerhalten« ...*

*Das Instrument hierfür lag in Gestalt der trotzkistischen Organisation, der* P.O.U.M., *für die Deutschen und die Italiener bereit. In Zusammenarbeit mit bekannten kriminellen Elementen und gewissen anderen, irregeführten Personen in den anarchistischen Organisationen plante, organisierte und führte die* P.O.U.M. *den Angriff in der Etappe, der zeitlich genauso festgelegt war, daß er mit dem Angriff an der Front von Bilbao zusammenfiel.*

Im Verlauf des Artikels werden die Kämpfe in Barcelona zum »Angriff der P.O.U.M.«, und in einem anderen Artikel in der gleichen Ausgabe heißt es, daß »ohne Zweifel die Verantwortung für das Blutvergießen in Katalonien vor der Tür der P.O.U.M. liegt«. Der *Inprecor* (vom 29. Mai) erklärt, daß diejenigen, die die Barrikaden in Barcelona errichteten, »nur Mitglieder der P.O.U.M. waren, die von der

Partei eigens für diesen Zweck zusammengebracht wurden«. Ich könnte noch viel mehr zitieren, aber das ist schon klar genug. Die P.O.U.M. war allein verantwortlich, und die P.O.U.M. handelte auf faschistischen Befehl. Ich werde noch einige andere Auszüge aus den Berichten zitieren, die in der kommunistischen Presse erschienen. Es wird sich zeigen, daß sie sich derartig selbst widersprechen, daß sie vollständig wertlos sind. Aber ehe ich das tue, lohnt es sich, auf einige Vernunftgründe hinzuweisen, wonach sie die Version, die Maikämpfe seien eine von der P.O.U.M. durchgeführte faschistische Revolution gewesen, als nahezu unglaublich erweist.

1. Die P.O.U.M. hatte nicht genügend Mitglieder oder einen entsprechend weitreichenden Einfluß, um eine Unruhe dieses Ausmaßes zu provozieren. Noch weniger war sie stark genug, einen Generalstreik auszurufen. Sie war eine politische Organisation ohne genügenden Rückhalt in den Gewerkschaften. Sie wäre genauso unfähig gewesen, einen Streik in ganz Barcelona auszulösen, wie etwa die englische kommunistische Partei einen Generalstreik in ganz Glasgow ausrufen könnte. Wie ich schon vorher sagte, mag die Haltung der Anführer der P.O.U.M. die Verlängerung der Kämpfe bis zu einem gewissen Grade unterstützt haben, aber sie hätten sie nicht anzetteln können, selbst wenn sie es gewollt hätten.

2. Die angeblich faschistische Verschwörung beruht nur auf reinen Annahmen, jeder Beweis zeigt in die andere Richtung. Es wird uns von Plänen erzählt, nach denen die deutsche und die italienische Regierung in Katalonien Truppen landen sollten, aber kein deutsches oder italienisches Truppenschiff näherte sich der Küste. Der ›Kongreß der Vierten Internationale‹ und die ›deutschen und italienischen Agenten‹ sind eine reine Erfindung. Soviel ich weiß, hat man niemals von einem Kongreß der Vierten Internationale gesprochen. Es gab gewisse Pläne für einen Kongreß

der P.O.U.M. und ihrer Schwesterparteien (der englischen I.L.P., der deutschen S.A.P. und so weiter). Dieses Treffen war versuchsweise irgendwann für den Juli festgelegt worden, also zwei Monate später, und noch nicht ein einziger Delegierter war bisher angekommen. Außerhalb der Seiten des *Daily Worker* gab es keine »deutschen und italienischen Agenten«. Jeder, der zu jener Zeit die Grenze überquerte, weiß, daß es nicht leicht war, nach Spanien hinein- oder herauszukommen.

3. Weder in Lerida, dem Hauptstützpunkt der P.O.U.M., noch an der Front ereignete sich irgend etwas. Hätten die Anführer der P.O.U.M. die Faschisten unterstützen wollen, so hätten sie natürlich ihrer Miliz befohlen, die Front zu verlassen, um die Faschisten durchzulassen. Aber nichts Derartiges ereignete sich oder wurde vorgeschlagen. Vorher wurden nicht einmal irgendwelche Soldaten von der Front zurückgebracht, obwohl es leicht gewesen wäre, sagen wir tausend oder zweitausend Leute unter verschiedenen Vorwänden nach Barcelona zurückzuschmuggeln. An der Front wurde nicht einmal der Versuch einer indirekten Sabotage unternommen. Der Transport von Nahrungsmitteln und Munition und so weiter ging wie üblich weiter. Ich fand das später durch Befragung bestätigt. Vor allem aber hätte eine vorausgeplante Revolution, so wie sie behauptet wurde, viele Monate zur Vorbereitung benötigt; zum Beispiel unterminierende Propaganda innerhalb der Miliz und so weiter. Aber dafür gab es weder ein äußeres Zeichen noch irgendein Gerücht. Die Tatsache, daß die Miliz an der Front mit dem Aufruhr nichts zu tun hatte, sollte die Frage eindeutig beantworten. Hätte die P.O.U.M. tatsächlich einen *coup d'Etat* geplant, ist es undenkbar, daß sie nicht die ungefähr zehntausend Soldaten eingesetzt haben würde, die ihre einzige bewaffnete Streitmacht darstellten.

Aus diesen Überlegungen geht eindeutig hervor, daß es für die kommunistische These von einem ›Aufstand‹ der P.O.U.M. auf faschistischen Befehl auch nicht den geringsten Beweis gibt. Ich möchte noch einige Auszüge aus der kommunistischen Presse hinzufügen. Die kommunistischen Berichte über den ersten Zwischenfall, den Überfall auf das Telefonamt, sind sehr aufschlußreich. Sie stimmen einzig darin überein, daß sie alle Vorwürfe auf die gegnerische Seite abladen. Es ist bemerkenswert, daß sich die Vorwürfe in den englischen kommunistischen Zeitungen zunächst gegen die Anarchisten und erst später gegen die P.O.U.M. richteten. Dafür gibt es einen ziemlich einleuchtenden Grund. Nicht jeder Leser in England hat etwas von ›Trotzkismus‹ gehört, aber jeder englischsprechende Mensch zittert, wenn er das Wort ›Anarchist‹ hört. Hat sich einmal herumgesprochen, daß ›Anarchisten‹ beteiligt sind, ist die richtige Atmosphäre für ein Vorurteil geschaffen. Dann kann man die Schuld später mit Sicherheit auf die ›Trotzkisten‹ abwälzen. So beginnt der *Daily Worker* (am 6. Mai):

*Eine in der Minderheit befindliche Bande der Anarchisten eroberte am Montag und Dienstag die Gebäude des Telefon- und Telegrafenamtes, versuchte sie zu verteidigen und begann eine Schießerei in den Straßen.*

Nichts ist besser, als gleich zu Beginn die Rollen zu vertauschen. Die Zivilgardisten greifen ein Gebäude an, das von der C.N.T. besetzt ist. So geht man also hin und sagt, die C.N.T. habe ihr eigenes Gebäude, also sich selbst, angegriffen. Am 11. Mai hingegen erklärte der *Daily Worker:*

*Der linksgerichtete katalonische Minister für öffentliche Sicherheit, Aiguade, und der den Vereinigten Sozialisten angehörende Generalkommissar für öffentliche Ordnung, Rodrigue Salas, schickten die bewaffnete republikanische Polizei in das Telefonica-Gebäude, um die Angestellten dort zu entwaffnen, die zum größten Teil Mitglieder der* C.N.T.-*Gewerkschaft waren.*

Das scheint nicht sehr gut mit der ersten Erklärung übereinzustimmen. Trotzdem enthält der *Daily Worker* kein Eingeständnis, daß die erste Behauptung falsch war. Der *Daily Worker* vom 11. Mai erklärt, daß die Flugblätter der ›Freunde Durrutis‹, die von der C.N.T. abgelehnt wurden, während der Kämpfe am 4. und 5. Mai erschienen. Der *Inprecor* (vom 22. Mai) erklärt, daß sie am 3. Mai erschienen – also vor den Kämpfen –, und fügte dann hinzu, was »in Anbetracht dieser Tatsachen« (des Erscheinens verschiedener Flugblätter) geschah:

*Die Polizei, die vom Polizeipräfekten persönlich geführt wurde, besetzte das zentrale Telefonamt am Nachmittag des 3. Mai. Während die Polizisten ihrer Pflicht nachgingen, wurden sie beschossen. Das war das Signal für die Provokateure, mit Schießereien und Krawallen in der ganzen Stadt zu beginnen.*

Und hier der *Inprecor* vom 29. Mai:

*Nachmittags um drei Uhr begab sich der Kommissar für die öffentliche Sicherheit, Kamerad Salas, zum Telefonamt, das in der vorhergehenden Nacht von fünfzig Mitgliedern der* P.O.U.M. *und anderen unkontrollierbaren Elementen besetzt worden war.*

Das klingt doch recht seltsam. Man muß ja wohl die Besetzung des Telefonamtes durch fünfzig Mitglieder der P.O.U.M. als einen ziemlich auffälligen Zwischenfall bezeichnen, und man hätte erwartet, daß damals jemand etwas bemerkt hätte. Es scheint aber, daß dieser Zwischenfall erst drei oder vier Wochen später entdeckt wurde. In einer anderen Ausgabe des *Inprecor* werden aus den fünfzig Mitgliedern der P.O.U.M. fünfzig P.O.U.M.-Milizsoldaten. Es wäre schwierig, noch mehr Widersprüche zusammenzupacken, als schon in diesen wenigen, kurzen Passagen enthalten sind. Gerade greift die C.N.T. das Telefonamt an, und schon werden sie selbst dort angegriffen. Ein Flugblatt zirkuliert vor der Eroberung des Telefonamtes und ist die Ur-

sache dafür oder aber genau umgekehrt, es erscheint hinterher und ist das Ergebnis davon. Abwechselnd sind die Männer im Telefonamt Mitglieder der C.N.T. oder der P.O.U.M. und so weiter. In einer noch späteren Ausgabe, des *Daily Worker* (vom 3. Juni) informiert uns Mr. J. R. Campbell, daß die Regierung nur deshalb das Telefonamt besetzte, weil die Barrikaden schon errichtet worden waren!

Aus Platzmangel habe ich nur die Berichte über einen Zwischenfall wiedergegeben, aber in allen Berichten der kommunistischen Presse finden sich die gleichen Widersprüche. Zusätzlich gibt es verschiedene Erklärungen, die offensichtlich reine Erfindungen sind. Hier ist zum Beispiel eine Meldung aus dem *Daily Worker* (vom 7. Mai), die angeblich von der spanischen Botschaft in Paris veröffentlicht wurde:

*Es war ein bezeichnender Zug des Aufstandes, daß die alte monarchistische Fahne auf den Balkons verschiedener Häuser in Barcelona gezeigt wurde. Dies geschah zweifellos in dem Glauben, daß die Beteiligten schon Herren der Lage seien.*

Sehr wahrscheinlich druckte der *Daily Worker* diese Erklärung im guten Glauben ab. Aber die Verantwortlichen für diese Meldung in der spanischen Botschaft müssen ganz absichtlich gelogen haben. Jeder Spanier mußte die heimischen Verhältnisse besser kennen. Eine monarchistische Fahne in Barcelona! Das wäre das einzige gewesen, was die sich bekämpfenden Parteien augenblicklich vereinigt hätte. Selbst die Kommunisten an Ort und Stelle mußten lächeln, als sie davon lasen. Das gleiche gilt für die Berichte in verschiedenen kommunistischen Zeitungen über Waffen, die angeblich von der P.O.U.M. während des ›Aufstandes‹ eingesetzt wurden. Diese Berichte sind nur für den glaubwürdig, der absolut gar nichts über die Tatsachen weiß. Im *Daily Worker* vom 17. Mai erklärt Mr. Frank Pitcairn:

*Während des Aufruhrs wurden tatsächlich alle möglichen*

*Waffen eingesetzt. Es handelte sich um Waffen, die seit Monaten gestohlen und versteckt worden waren, darunter auch Tanks, die gleich zu Beginn des Aufruhrs aus den Kasernen gestohlen wurden. Es ist klar, daß Dutzende von Maschinengewehren und einige tausend Gewehre noch immer im Besitz der Aufständischen sind.*

Der *Inprecor* (vom 29. Mai) erklärt außerdem:

*Am 3. Mai standen der* P.O.U.M. *einige Dutzend Maschinengewehre und einige tausend Gewehre zur Verfügung. Auf der Plaza d'España brachten Trotzkisten ›75er‹-Kanonen in Stellung, die für die Front in Aragonien bestimmt waren und die die Miliz sorgfältig in ihren Kasernen versteckt gehalten hatte.*

Mr. Pitcairn erzählt uns nicht, wie und wann es bekannt wurde, daß die P.O.U.M. Dutzende von Maschinengewehren und einige tausend Gewehre besaß. Nach meiner Schätzung waren, wie ich berichtet habe, etwa achtzig Gewehre, einige Handgranaten und keine Maschinengewehre in drei der wichtigsten Gebäude der P.O.U.M. Das heißt also, gerade genug für die bewaffneten Wachen, die damals alle politischen Parteien vor ihren Gebäuden aufstellten. Es scheint ungewöhnlich zu sein, daß hinterher, nachdem die P.O.U.M. unterdrückt und ihre sämtlichen Gebäude besetzt wurden, diese vielen tausend Waffen niemals ans Tageslicht kamen; besonders die Tanks und die Feldkanonen, denn das sind Gegenstände, die man nicht einfach in einem Kamin verstecken kann. In den beiden oben zitierten Erklärungen zeigt sich aber deutlich die völlige Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse. Nach Mr. Pitcairn stahl die P.O.U.M. Tanks »aus den Kasernen«. Er sagt uns nicht, aus welchen Kasernen. Die Milizsoldaten der P.O.U.M., die in Barcelona waren (jetzt vergleichsweise wenig, da die direkte Rekrutierung für die Parteimilizen aufgehört hatte), teilten die Lenin-Kaserne mit einer beträchtlich größeren Anzahl Truppen der Volksarmee. So erzählt uns also Mr. Pitcairn, daß die

P.O.U.M. die Tanks mit Einwilligung der Volksarmee stahl. Das gleiche gilt für die ›Örtlichkeiten‹, wo die Fünfundsiebzig-Millimeter-Kanonen verborgen wurden. Er erwähnt nicht, wo diese ›Örtlichkeiten‹ waren. Viele Zeitungen berichteten, daß diese Artillerie-Batterien von der Plaza de España aus feuerten. Aber ich glaube, wir können mit Gewißheit sagen, daß sie nie existierten. Wie ich schon vorher erwähnte, hörte ich während der Kämpfe kein Artilleriefeuer, obwohl die Plaza de España nur etwa eineinhalb Kilometer weit entfernt lag. Einige Tage später schaute ich mir die Plaza de España gut an und konnte keine Gebäude finden, die Granateinschläge aufwiesen. Auch ein Augenzeuge, der während der ganzen Kämpfe in der Nachbarschaft war, erklärte, daß die Kanonen dort niemals auftauchten. (Übrigens, die Geschichte von den gestohlenen Kanonen mag von Antonov-Ovseenko, dem russischen Generalkonsul, stammen. Er hat sie jedenfalls einem bekannten englischen Journalisten erzählt, der sie hinterher in gutem Glauben in einer Wochenzeitung wiederholte. Antonov-Ovseenko ist inzwischen der ›Säuberung‹ zum Opfer gefallen. Wie das seine Glaubwürdigkeit beeinflußt, weiß ich nicht.) In Wahrheit wurden diese Erzählungen von Tanks, Feldkanonen und so weiter nur erfunden, weil es sonst schwierig gewesen wäre, das Ausmaß der Kämpfe in Barcelona mit der geringen Anzahl der P.O.U.M.-Leute in Einklang zu bringen. Man mußte behaupten, die P.O.U.M. sei alleine für die Kämpfe verantwortlich. Außerdem mußte man behaupten, sie sei eine unbedeutende Partei mit wenig Anhängern und nur »einigen tausend Mitgliedern«, wie es im *Inprecor* stand. Die einzige Möglichkeit, beide Erklärungen glaubwürdig erscheinen zu lassen, bestand in der Behauptung, die P.O.U.M. hätte über alle Waffen einer modernen Armee verfügt.

Wenn man die Berichte in der kommunistischen Presse durchliest, ist es unmöglich, an der Tatsache vorbeizugehen,

daß sie absichtlich für ein Publikum geschrieben wurden, das die Tatsachen nicht kannte. Diese Berichte hatten also keinen anderen Zweck, als Vorurteile zu erwecken. So erklären sich zum Beispiel Behauptungen wie die von Mr. Pitcairn im *Daily Worker* vom 11. Mai, daß der »Aufstand« von der Volksarmee unterdrückt wurde. Hiermit wurde die Absicht verfolgt, den Außenstehenden den Eindruck zu vermitteln, ganz Katalonien stehe geschlossen gegen die »Trotzkisten«. Aber während der ganzen Kämpfe blieb die Volksarmee neutral. Jeder in Barcelona wußte das, und es ist schwer zu glauben, daß Mr. Pitcairn es nicht auch wußte. Oder beispielsweise die Gaukelei mit Toten und Verwundeten in der kommunistischen Presse, die nur unternommen wurde, um das Ausmaß der Unruhen zu übertreiben. Diaz, der Generalsekretär der spanischen kommunistischen Partei, der in der kommunistischen Presse ausführlich zitiert wurde, nannte Zahlen von 900 Toten und 2 500 Verwundeten. Der katalonische Propagandaminister, der sie kaum zu niedrig schätzen würde, nannte Zahlen von 400 Toten und 1 000 Verwundeten. Die kommunistische Partei verdoppelte das Angebot und fügte auf gut Glück noch einige hundert hinzu.

Im allgemeinen machten die ausländischen kapitalistischen Zeitungen die Anarchisten für die Kämpfe verantwortlich, aber es gab auch einige, die der kommunistischen Version folgten. Eine davon war die englische *News Chronicle,* deren Korrespondent Mr. John Langdon-Davies zu jener Zeit in Barcelona war. Ich zitiere hier Abschnitte seines Artikels »Eine trotzkistische Revolte«:

*... Das war kein anarchistischer Aufruhr. Es handelt sich um den vereitelten Putsch der ›trotzkistischen‹* P.O.U.M., *die mit den von ihr kontrollierten Organisationen der ›Freunde Durrutis‹ und der Freien Jugend arbeitete ... Die Tragödie begann am Montag nachmittag, als die Regierung bewaffnete Polizei in das Telefongebäude schickte, um*

*die dortigen Arbeiter zu entwaffnen, von denen die meisten Anhänger der* C.N.T. *waren. Schon seit einiger Zeit hatten schwere Unregelmäßigkeiten im Dienst zu einem Skandal geführt. Draußen auf der Plaza de Cataluña versammelte sich eine große Menge, während die Anhänger der* C.N.T. *Widerstand leisteten und sich von Stockwerk zu Stockwerk bis zum Dach des Gebäudes zurückzogen ... Der Zwischenfall war sehr undurchsichtig, aber es hieß, die Regierung sei hinter den Anarchisten her. Die Straßen waren voller bewaffneter Männer ... Bei Anbruch der Nacht war jedes Zentrum der Arbeiter und jedes Regierungsgebäude verbarrikadiert. Gegen zehn Uhr wurden die ersten Gewehrsalven gefeuert und klingelten die ersten Ambulanzen durch die Straßen. Bei Tagesanbruch wurde in ganz Barcelona geschossen ... Während sich der Tag hinzog und die Zahl der Toten auf über hundert anschwoll, konnte man ahnen, was sich ereignete. Theoretisch waren die anarchistische* C.N.T. *und die sozialistische* U.G.T. *nicht »auf die Straße gegangen«. Solange sie hinter den Barrikaden blieben, warteten sie nur aufmerksam, das aber schloß das Recht ein, auf jeden zu schießen, der sich bewaffnet auf offener Straße zeigte ... (die) allgemeinen Zusammenstöße wurden durch* pacos *noch schlimmer gemacht – dabei handelte es sich um einzelne Männer, gewöhnlich Faschisten, die sich auf den Dächern versteckten und einfach in die Gegend schossen und so die allgemeine Panik steigerten ... Am Mittwoch abend aber wurde es klar, wer hinter der Revolte stand. Alle Wände waren mit aufrührerischen Plakaten beklebt worden, die die sofortige Revolution und die Erschießung aller republikanischen und sozialistischen Anführer forderten. Sie waren unterzeichnet von den ›Freunden Durrutis‹. Am Donnerstag morgen leugnete die anarchistische Tageszeitung jegliche Kenntnis oder Sympathie mit diesem Plakat, aber* La Batalla, *die Zeitung der* P.O.U.M., *druckte das Dokument, begleitet von höchstem Lob, ab. Als erste Stadt in Spanien wurde*

*Barcelona durch* agents provocateurs *in ein Blutbad gestürzt, indem sie sich dieser umstürzlerischen Organisation bedienten.*

Das stimmt nicht ganz mit den kommunistischen Ansichten überein, die ich vorher hier zitiert habe, aber man wird sehen, daß dieser Bericht in sich selbst Widersprüche enthält. Zunächst wird die Auseinandersetzung als ›eine trotzkistische Revolte‹ beschrieben. Dann wird sie als Folge des Angriffes auf das Telefongebäude hingestellt, und gleichzeitig wird behauptet, man habe allgemein geglaubt, die Regierung habe es auf die Anarchisten abgesehen. Die Stadt ist verbarrikadiert, und sowohl die C.N.T. wie auch die U.G.T. stehen hinter den Barrikaden. Zwei Tage später erscheint das aufrührerische Plakat (in Wirklichkeit ein Flugblatt), und damit wird stillschweigend der eigentliche Grund der ganzen Geschichte erklärt – also Wirkung vor Ursache. Hier findet sich noch eine andere falsche Erklärung. Mr. Langdon-Davies beschreibt die ›Freunde Durrutis‹ und die Freie Jugend als von der P.O.U.M. ›kontrollierte Organisationen‹. Beide waren anarchistische Organisationen und hatten keine Verbindung mit der P.O.U.M. Die Freie Jugend war die Jugendliga der Anarchisten und entsprach der J.S.U. in der P.S.U.C. und so weiter. Die ›Freunde Durrutis‹ waren eine kleine Organisation in der F.A.I. und erbitterte Gegner der P.O.U.M. Soweit ich beurteilen kann, gab es niemanden, der in beiden gleichzeitig Mitglied war. Es wäre genauso richtig zu sagen, daß die Sozialistische Liga eine von der englischen liberalen Partei ›kontrollierte Organisation‹ sei. Wußte Mr. Langdon-Davis das nicht? Wenn ja, sollte er mit größerer Vorsicht über dieses sehr komplexe Thema geschrieben haben.

Ich möchte den guten Glauben des Mr. Langdon-Davies nicht in Abrede stellen, aber er gab selbst zu, daß er, sobald die Kämpfe vorbei waren, Barcelona verließ, also in dem Augenblick, da er ernsthafte Nachforschungen hätte anstel-

len können. In seinem ganzen Bericht finden sich deutliche Zeichen dafür, daß er die offizielle Version von der ›trotzkistischen Revolte‹ ohne ausreichende Beweise übernommen hat. Das wird sogar in dem von mir zitierten Auszug deutlich. Die Barrikaden werden »bei Anbruch der Nacht« gebaut, und die ersten Gewehrsalven werden »gegen zehn Uhr gefeuert«. Das sind nicht die Worte eines Augenzeugen. Hiernach würde man annehmen, daß es üblich ist zu warten, bis der Feind eine Barrikade baut, ehe man beginnt, auf ihn zu schießen. Er erweckt den Eindruck, daß zwischen dem Bau der Barrikaden und den ersten Gewehrsalven einige Stunden vergingen, während es natürlich umgekehrt war. Ich und viele andere sahen, wie die ersten Gewehrsalven am frühen Nachmittag gefeuert wurden. Wieder einmal ist die Rede von einzelnen Männern, »gewöhnlich Faschisten«, die von den Dächern schießen. Mr. Langdon-Davies erklärt nicht, woher er wußte, daß diese Männer Faschisten waren. Vermutlich kletterte er nicht auf die Dächer, um sie zu fragen. Er wiederholte einfach, was man ihm erzählt hatte, und da es mit der offiziellen Version übereinstimmte, stellte er es nicht in Frage. Ja, er deutete sogar eine wahrscheinliche Quelle seiner Informationen an, wenn er zu Beginn seines Artikels einen unvorsichtigen Hinweis auf den Propagandaminister macht. Die ausländischen Journalisten in Spanien waren dem Propagandaministerium hoffnungslos ausgeliefert, obwohl man glauben sollte, daß allein der Name dieses Ministeriums eine ausreichende Warnung gewesen wäre. Der Propagandaminister gab natürlich mit der gleichen Wahrscheinlichkeit eine objektive Darstellung der Unruhen in Barcelona, wie, sagen wir, der verstorbene Lord Carsen eine objektive Darstellung des Aufstandes von 1916 in Dublin gegeben haben würde.

Ich habe einige Gründe dafür angeführt, warum ich glaube, daß die kommunistische Version der Kämpfe in Barcelona nicht ernst genommen werden kann. Außerdem muß

ich etwas gegen den allgemeinen Vorwurf sagen, daß die P.O.U.M. eine von Franco und Hitler bezahlte geheime faschistische Organisation gewesen sei.

Dieser Vorwurf wurde in der kommunistischen Presse dauernd wiederholt, besonders nach dem Beginn des Jahres 1937. Es war ein Teil der weltweiten Kampagne der kommunistischen Partei gegen den ›Trotzkismus‹, für dessen spanische Vertretung die P.O.U.M. gehalten wurde. Nach *Frente Rojo* (dem kommunistischen Blatt in Valencia) »ist Trotzkismus nicht eine politische Doktrin. Trotzkismus ist eine offizielle kapitalistische Organisation; eine faschistische Terrorbande, die sich nur mit Verbrechen und Sabotage gegen das Volk beschäftigt«. Die P.O.U.M. war also eine mit den Faschisten verbündete, ›trotzkistische‹ Organisation und ein Teil der ›Fünften Kolonne Francos‹. Es ist bemerkenswert, daß von Anfang an kein Beweis zur Unterstützung dieser Anklage vorgebracht wurde. Man verbreitete den Vorwurf einfach mit dem Brustton voller Überzeugung, gleichzeitig wurde der Angriff mit einem Höchstmaß an persönlicher Verleumdung vorgetragen und in vollständiger Verantwortungslosigkeit gegenüber den Auswirkungen, die sie auf den Verlauf des Krieges haben könnten. Viele kommunistische Publizisten haben anscheinend den Verrat militärischer Geheimnisse im Vergleich zu der Aufgabe der Verleumdung der P.O.U.M. für unbedeutend gehalten. So erlaubte man zum Beispiel einer Journalistin (Winifred Bates), in einer Februar-Nummer des *Daily Worker* zu erklären, die P.O.U.M. habe an ihrem Frontabschnitt nur die Hälfte der Truppen, die sie angeblich dort eingesetzt habe. Das war nicht richtig, aber vermutlich glaubte die Journalistin, es sei wahr. So willigten sie und der *Daily Worker* also ein, dem Feind eine der wichtigsten Informationen zu liefern, die man ihm in den Zeilen einer Zeitung geben kann. In der *New Republic* schrieb Mr. Ralph Bates, die Truppen der P.O.U.M. »spielten mit den Faschisten im Nie-

mandsland Fußball«. In Wirklichkeit aber erlitten die P.O.U.M.-Truppen zu dieser Zeit schwere Verluste, und eine Anzahl meiner persönlichen Freunde wurde getötet oder verwundet. Nun tauchte auch die verleumderische Karikatur auf, die zuerst in Madrid und später in Barcelona überall herumgereicht wurde. Sie zeigte die P.O.U.M., die eine mit Hammer und Sichel gezeichnete Maske fallenließ und darunter ein Gesicht mit dem Hakenkreuz zeigte. Hätte die Regierung nicht praktisch unter kommunistischer Kontrolle gestanden, würde sie niemals erlaubt haben, etwas Derartiges während des Krieges zu verbreiten. Es war ein vorsätzlicher Schlag nicht nur gegen die Moral der P.O.U.M.-Miliz, sondern gegen jeden anderen, der in ihrer Nähe lag. Denn es ist nicht gerade ermutigend, wenn man an der Front hört, daß die benachbarten Truppeneinheiten Verräter sind. Ich bezweifle allerdings, daß die Beschimpfungen aus dem Hinterland die Miliz der P.O.U.M. spürbar demoralisierten, aber sie waren sicherlich darauf angelegt. Jedenfalls müssen die Verantwortlichen politische Boshaftigkeit höher gewertet haben als antifaschistische Einheit.

Die Anschuldigungen gegen die P.O.U.M. liefen auf folgendes hinaus: Eine Partei von mehreren zehntausend Menschen, die sich nahezu vollständig aus Arbeitern zusammensetzte, außerdem ihre zahlreichen ausländischen Helfer und Freunde, hauptsächlich Flüchtlinge aus faschistischen Ländern, dazu noch Tausende von Milizsoldaten, sollten einfach ein riesiger, von den Faschisten bezahlter Spionagering sein. Das widersprach jedem gesunden Menschenverstand, und allein die Vorgeschichte der P.O.U.M. genügt, diesen Vorwurf unglaubwürdig zu machen. Sämtliche Anführer der P.O.U.M. konnten auf eine revolutionäre Vergangenheit zurückblicken. Einige von ihnen waren an der Revolte von 1934 beteiligt, und die meisten waren unter der Regierung Lerroux oder der Monarchie wegen sozialistischer Tätigkeit eingekerkert worden. 1936 gehörte der damalige Parteichef

Joaquin Maurin zu den Abgeordneten, die im Cortes vor Francos drohender Revolte warnten. Einige Zeit nach Kriegsausbruch wurde er von den Faschisten gefangengenommen, als er versuchte, Widerstand hinter Francos Linien zu organisieren. Als die Revolte ausbrach, spielte die P.O.U.M. unter den Widerstand leistenden Kräften eine wesentliche Rolle, besonders in Madrid wurden viele ihrer Anhänger in den Straßenkämpfen getötet. Sie war eine der ersten Parteien, die Milizeinheiten in Katalonien und Madrid aufstellten. Es scheint nahezu unmöglich, diese Ereignisse als Handlungen einer von den Faschisten bezahlten Partei zu erklären. Eine von den Faschisten bezahlte Partei würde sich einfach der anderen Seite angeschlossen haben.

Auch während des Krieges gab es kein Anzeichen für eine profaschistische Tätigkeit. Man könnte einwenden – obwohl ich letztlich nicht zustimme –, die P.O.U.M. habe durch ihre Forderung einer revolutionären Politik die Kräfte der Regierung aufgespalten und damit den Faschisten geholfen. Ich gebe zu, daß jede Regierung mit reformistischen Ansichten gerechtfertigt ist, eine Partei wie die P.O.U.M. als ein Ärgernis zu betrachten. Das ist aber etwas völlig anderes als direkter Verrat. Es gibt beispielsweise keine Erklärung dafür, warum die Miliz loyal blieb, wenn die P.O.U.M. in Wirklichkeit eine faschistische Partei gewesen wäre. Hier handelte es sich um acht- oder zehntausend Soldaten, die unter den unerträglichen Bedingungen des Winters 1936/37 wichtige Abschnitte der Front hielten. Viele von ihnen lagen vier oder fünf Monate hintereinander im Schützengraben. Es ist schwer einzusehen, warum sie nicht einfach die Front verließen oder zum Feind überliefen. Sie waren jederzeit in der Lage dazu, und die Folgen hätten damals den Krieg entscheiden können. Sie setzten jedoch den Kampf fort. Kurz nach der Unterdrückung der P.O.U.M. als politischer Partei, das Ereignis war noch frisch in jedermanns Erinnerung, beteiligte sich die Miliz – die noch nicht auf die

Volksarmee aufgeteilt worden war – an dem mörderischen Angriff östlich von Huesca, wo einige tausend Soldaten in ein oder zwei Tagen getötet wurden. Man hätte damals zumindest eine Verbrüderung mit dem Feind oder einen ständigen Strom von Fahnenflüchtigen erwarten können. Wie ich aber schon vorher sagte, war die Zahl der Fahnenflüchtigen sehr niedrig. Man hätte auch profaschistische Propaganda, ›Defätismus‹ und ähnliche Reaktionen erwarten können. Aber auch dafür gab es nicht das geringste Anzeichen. Sicher gab es einige faschistische Spione und *agents provocateurs* in der P.O.U.M., sie finden sich in allen linksgerichteten Parteien. Aber es gibt keinen Beweis dafür, daß in der P.O.U.M. mehr waren als anderswo. Es stimmt, daß in einigen kommunistischen Beschuldigungen etwas widerwillig behauptet wurde, nicht die einfachen Mitglieder, sondern nur die Anführer der P.O.U.M. würden von den Faschisten bezahlt. Dabei handelte es sich jedoch nur um den Versuch, einen Keil zwischen die einfachen Mitglieder und die Parteileitung zu treiben. Diese Art der Vorwürfe unterstellte aber in Wirklichkeit, daß alle einfachen Mitglieder, Milizsoldaten und so weiter in die Verschwörung verwickelt waren. Denn wenn Nin, Gorkin und die anderen wirklich von den Faschisten bezahlt wurden, mußte es doch klar sein, daß ihre Anhänger, die mit ihnen zusammen waren, dies eher wußten als die Journalisten in London, Paris und New York. Nach der Unterdrückung der P.O.U.M. handelte die von den Kommunisten kontrollierte Geheimpolizei jedenfalls unter der Annahme, daß alle gleich schuldig waren. Sie verhaftete jeden, der mit der P.O.U.M. etwas zu tun hatte und den sie erwischen konnte, darunter auch Verwundete, Lazarettschwestern und Frauen der P.O.U.M.-Mitglieder, in einigen Fällen sogar Kinder.

Am 15./16. Juni schließlich wurde die P.O.U.M. unterdrückt und zur illegalen Organisation erklärt. Es war eine der ersten Anordnungen der Regierung Negrin, die im Mai

ihr Amt antrat. Nachdem das Parteikomitee der P.O.U.M. ins Gefängnis geworfen worden war, berichtete die kommunistische Presse über die angebliche Aufdeckung einer riesigen faschistischen Verschwörung. Eine Zeitlang hallte die kommunistische Presse der ganzen Welt von diesen Geschichten wider (der *Daily Worker* vom 21. Juni faßte die Berichte verschiedener spanischer kommunistischer Blätter zusammen):

*Verschwörung der spanischen Trotzkisten mit Franco*

*Nach der Verhaftung einer großen Anzahl führender Trotzkisten in Barcelona und anderen Städten ... wurden am Wochenende Einzelheiten des gespenstischsten Spionageunternehmens bekannt, von dem man je in Kriegszeiten gehört hat. Es ist bis heute die häßlichste Enthüllung eines Verrates der Trotzkisten ... Die Dokumente im Besitz der Polizei und die vollen Geständnisse von mehr als zweihundert verhafteten Personen beweisen ...* und so weiter, und so weiter.

Diese Enthüllungen ›beweisen‹, daß die Anführer der P.O.U.M. General Franco durch Funk militärische Geheimnisse übermittelt hatten, mit Berlin in Verbindung standen und mit der geheimen faschistischen Organisation in Madrid zusammenarbeiteten. Ferner brachte man sensationelle Einzelheiten über geheime, mit unsichtbarer Tinte geschriebene Botschaften, geheimnisvolle Dokumente, die den Buchstaben N. als Unterschrift trugen (als Abkürzung für Nin) und so weiter, und so fort.

Das endgültige Ergebnis aber lautete: Sechs Monate nach den Ereignissen, während ich diesen Bericht schreibe, sind die meisten Anführer der P.O.U.M. zwar immer noch im Gefängnis, aber keiner ist bisher vor ein Gericht gestellt worden. Die Anschuldigungen über die Funkverbindung mit Franco und so weiter sind nicht einmal zu einer Anklageschrift formuliert worden. Wären sie wirklich der Spionage schuldig gewesen, hätte man sie innerhalb einer Woche ver-

urteilt und erschossen, wie es mit vielen faschistischen Spionen vorher geschehen war. Aber nicht ein Fetzen Beweis wurde jemals vorgewiesen, außer den unbewiesenen Erklärungen in der kommunistischen Presse. Von den zweihundert »vollen Geständnissen« aber, die, wenn sie vorhanden gewesen wären, ausgereicht hätten, jeden zu überführen, hörte man nie wieder etwas. Sie waren in Wirklichkeit nur zweihundert Hirngespinste eines Schreiberlings.

Darüber hinaus haben die meisten Mitglieder der spanischen Regierung erklärt, sie glaubten den Anschuldigungen gegen die P.O.U.M. nicht. Kürzlich hat das Kabinett mit fünf gegen zwei Stimmen entschieden, die antifaschistischen politischen Gefangenen zu entlassen, die zwei Gegenstimmen kamen von den kommunistischen Kabinettsmitgliedern. Im August reiste eine internationale Kommission unter Führung des Unterhausabgeordneten James Maxton nach Spanien, um die Anschuldigungen gegen die P.O.U.M. und das Verschwinden von Andrés Nin zu untersuchen. Prieto, der Minister für Nationale Verteidigung, Irujo, der Justizminister, Zugazagoitia, der Innenminister, Ortega y Gasset, der Generalanwalt, Prat García und einige andere erklärten alle, sie glaubten nicht, daß die Anführer der P.O.U.M. der Spionage schuldig seien. Irujo fügte hinzu, er habe die Dossiers des Falles gelesen, und keins der sogenannten Beweisstücke könne einer Untersuchung standhalten. Das Dokument, das angeblich von Nin unterzeichnet wurde, sei »wertlos«, das heißt eine Fälschung. Prieto glaubte zwar, daß die Anführer der P.O.U.M. für die Maikämpfe in Barcelona verantwortlich waren, lehnte aber die Unterstellung ab, sie seien faschistische Spione. »Es ist besonders schwerwiegend«, fügte er hinzu, »daß die Verhaftung der P.O.U.M.-Führer nicht von der Regierung beschlossen wurde, sondern die Polizei diese Verhaftungen aus eigener Machtvollkommenheit durchführte. Die Verantwortlichen sind nicht unter den obersten Polizeichefs zu finden, sondern unter ihrem Gefol-

ge, das von den Kommunisten entsprechend ihren üblichen Gepflogenheiten infiltriert wurde.« Er führte noch andere Fälle illegaler Verhaftung durch die Polizei an. Irujo erklärte ebenfalls, die Polizei sei »quasi unabhängig« geworden und stünde in Wirklichkeit unter der Kontrolle ausländischer kommunistischer Elemente. Prieto deutete der Delegation offen an, daß die Regierung es sich nicht leisten könne, die kommunistische Partei zu beleidigen, solange die Russen Waffen lieferten. Als eine andere Delegation unter der Führung des Unterhausabgeordneten John McGovern im Dezember nach Spanien reiste, erhielt sie ziemlich die gleiche Antwort wie zuvor. Ja, der Innenminister Zugazagoitia wiederholte Prietos Andeutungen noch klarer. »Wir erhielten Hilfe von Rußland und mußten bestimmte Maßnahmen zulassen, die uns nicht gefielen.« Es mag interessant sein, zur Illustration für die Unabhängigkeit der Polizei zu erfahren, daß selbst McGovern und seine Begleiter mit einem vom Direktor der Gefängnisse und vom Justizminister unterschriebenen Befehl keinen Zutritt zu den von der kommunistischen Partei in Barcelona unterhaltenen ›geheimen Gefängnissen‹ erhielten[1].

Ich glaube, das genügt, um die Sprache zu klären. Die Anschuldigung, die P.O.U.M. habe Spionage getrieben, beruhte allein auf den Artikeln der kommunistischen Presse und der Tätigkeit der von den Kommunisten kontrollierten Geheimpolizei. Die Anführer der P.O.U.M. und Hunderte oder Tausende ihrer Anhänger sind immer noch im Gefängnis, während die kommunistische Presse seit sechs Monaten nicht aufhört, die Hinrichtung der »Verräter« zu fordern. Aber Negrin und die anderen haben sich nicht einschüchtern lassen und weigerten sich, ein generelles Massaker der

[1] Für Berichte über die zwei Delegationen vergleiche: *Le Populaire* (7. September), *La Flèche* (18. September), Bericht über die Maxton-Delegation, veröffentlicht durch *Independent News* (219, Rue St-Denis, Paris) und das Heft von McGovern, *Terror in Spanien*.

›Trotzkisten‹ durchzuführen. Man muß es ihnen hoch anrechnen, daß sie das nicht getan haben, wenn man den Druck berücksichtigt, der auf sie ausgeübt worden ist. Angesichts dessen, was ich oben zitiert habe, fällt es sehr schwer zu glauben, daß die P.O.U.M. wirklich eine faschistische Spionageorganisation war. Es sei denn, man glaubt auch, daß Maxton, McGovern, Prieto, Iruja, Zugazagoitia und alle anderen von den Faschisten bezahlt werden.

Nun noch ein Wort zu der Anschuldigung, die P.O.U.M. sei ›trotzkistisch‹. Das ist ein Wort, mit dem man sehr freizügig um sich wirft und das in einer Art und Weise gebraucht wird, die äußerst irreführend ist und oft irreführen soll. Es lohnt sich, ein wenig Zeit auf die Definition zu verwenden. Das Wort Trotzkist wird gebraucht, um drei voneinander verschiedene Dinge zu bezeichnen:

1. jemand, der wie Trotzki, »Weltrevolution« statt »Sozialismus in einem einzelnen Land« befürwortet, oder etwas allgemeiner, ein revolutionärer Extremist;

2. ein Mitglied der Organisation, deren Anführer Trotzki ist;

3. ein verkappter Faschist, der sich als Revolutionär ausgibt und als Saboteur in der UdSSR wirkt, der überhaupt versucht, die Kräfte der Linken zu zersplittern und unterminieren.

Nach der Definition Nummer eins könnte man wahrscheinlich die P.O.U.M. trotzkistisch nennen, genauso aber auch die englische I.L.P., die deutsche S.A.P., die Linkssozialisten in Frankreich und so weiter. Aber die P.O.U.M. hatte keine Verbindung mit Trotzki oder der trotzkistischen Organisation (»Bolschewistische Leninisten«). Als der Krieg ausbrach, unterstützten die nach Spanien gekommenen ausländischen Trotzkisten (etwa fünfzehn oder zwanzig) zunächst die P.O.U.M., ohne Parteimitglieder zu werden. Die P.O.U.M. war einfach die Partei, die ihren eigenen Ansichten am nächsten stand. Später befahl Trotzki seinen Anhän-

gern, die Politik der P.O.U.M. anzugreifen, und die Trotzkisten wurden aus den Parteiämtern entfernt, obwohl einige in der Miliz blieben. Nin, der nach Marins Gefangennahme durch die Faschisten die Führung der P.O.U.M. übernommen hatte, war früher einmal ein Sekretär Trotzkis gewesen. Aber er hatte ihn ein paar Jahre vorher verlassen und die P.O.U.M. durch die Verschmelzung verschiedener oppositioneller, kommunistischer Gruppen mit einer ehemaligen Partei, dem Arbeiter- und Bauern-Block, gebildet. Die ehemalige Verbindung Nins mit Trotzki wurde von der kommunistischen Presse benutzt, um zu zeigen, daß die P.O.U.M. wirklich trotzkistisch sei. In der gleichen Weise könnte man beweisen, daß die englische kommunistische Partei in Wirklichkeit eine faschistische Organisation ist, weil Mr. John Strachey früher Verbindung zu Sir Oswald Mosley hatte.

Nach der Definition Nummer zwei, der einzig exakten Definition des Wortes, war die P.O.U.M. bestimmt nicht trotzkistisch. Es ist wichtig, diese Unterscheidung zu machen, da die Mehrheit der Kommunisten es als selbstverständlich annimmt, daß ein Trotzkist der zweiten Definition auch immer ein Trotzkist entsprechend der dritten Definition ist; das heißt, die ganze trotzkistische Organisation ist einfach ein faschistischer Spionageapparat. Das Wort ›Trotzkismus‹ wurde erst zur Zeit der russischen Spionageprozesse allgemein bekannt. Seit damals ist die Bezeichnung ›Trotzkist‹ praktisch gleichbedeutend mit der Bezeichnung ›Mörder‹, *›agent provocateur‹* und so weiter. Gleichzeitig steht jeder, der die kommunistische Politik nach einem linksgerichteten Gesichtspunkt kritisiert, in Gefahr, als Trotzkist verschrien zu werden. Wird damit also behauptet, daß jeder, der dem revolutionären Extremismus huldigt, von den Faschisten bezahlt wird?

In der Praxis legt man es jedenfalls je nach den Umständen aus. Als Maxton, wie ich oben erwähnte, mit seiner Delegation nach Spanien ging, brandmarkten *Verdad, Frente*

*Rojo* und andere spanische kommunistische Zeitungen ihn sofort als einen »trotzkistischen Faschisten«, einen Spion der Gestapo und so weiter. Aber die englischen Kommunisten hüteten sich, diese Anschuldigung zu wiederholen. In der englischen kommunistischen Presse ist Maxton nur ein »reaktionärer Feind der Arbeiterklasse«, das ist gerade so unbestimmt, wie man es braucht. Der Grund hierfür liegt selbstverständlich in der einfachen Tatsache, daß mehrere harte Lektionen der englischen kommunistischen Presse eine gesunde Furcht vor dem Gesetz gegen Verleumdung eingeflößt haben. Daß die Anschuldigung in einem Lande, wo man sie vielleicht beweisen muß, nicht wiederholt wurde, ist ein ausreichender Beweis dafür, daß sie eine Lüge war.

Es mag den Anschein haben, als hätte ich die Anschuldigung gegen die P.O.U.M. ausführlicher als nötig erörtert. Im Vergleich zu dem ungeheuren Elend eines Bürgerkrieges mag dieser mörderische Parteienstreit mit seinen unvermeidlichen Ungerechtigkeiten und falschen Anschuldigungen trivial erscheinen. Das ist aber in Wirklichkeit nicht so. Ich bin der Ansicht, daß derartige Verleumdungen, Pressekampagnen und die Denkgewohnheiten, die sich in ihnen manifestieren, der antifaschistischen Sache einen äußerst tödlichen Schaden zufügen können.

Wer sich mit der Materie befaßt hat, weiß, daß diese kommunistische Taktik der Bekämpfung politischer Gegner mit aufgebauschten Anschuldigungen nichts Neues ist. Heute heißt die Parole »trotzkistischer Faschist«, gestern lautete sie »sozialistischer Faschist«. Es ist erst sechs oder sieben Jahre her, daß in den russischen Staatsprozessen ›bewiesen‹ wurde, daß die Anführer der Zweiten Internationale, einschließlich Léon Blums und prominenter Mitglieder der britischen Labour-Partei, eine riesige Verschwörung zur militärischen Invasion der UdSSR ausheckten. Aber heute sind die französischen Kommunisten glücklich, Blum als Führer anzuerkennen, und setzen die englischen Kommunisten Him-

mel und Hölle in Bewegung, in die Labour-Partei hineinzukommen. Ich bezweifle, ob sich das auszahlt, wahrscheinlich tut es das nicht einmal für die Auseinandersetzung mit einer Splittergruppe. Es gibt jedoch keinen Zweifel darüber, wieviel Haß und Zwiespalt die Anschuldigung ›trotzkistischer Faschist‹ verursacht. Überall werden die einfachen Kommunisten verführt, eine sinnlose Hexenjagd auf ›Trotzkisten‹ zu veranstalten. Parteien wie die P.O.U.M. werden in die völlig unfruchtbare Position zurückgetrieben, als rein antikommunistische Parteien zu gelten. Schon zeigt sich der Anfang einer gefährlichen Spaltung in der Weltarbeiterbewegung. Noch ein paar Verleumdungen überzeugter Sozialisten, noch einige Intrigen, wie die Anschuldigungen gegen die P.O.U.M., und die Spaltung wird unüberbrückbar sein. Die einzige Hoffnung besteht darin, die politische Auseinandersetzung auf einer Ebene zu halten, auf der eine erschöpfende Diskussion möglich ist. Es besteht ein echter Gegensatz zwischen den Kommunisten und denjenigen, die links von ihnen stehen oder diese Position beanspruchen. Die Kommunisten behaupten, der Faschismus könne durch ein Bündnis mit Gruppen der kapitalistischen Klasse geschlagen werden (die Volksfront). Ihre Gegner behaupten, dieses Manöver schaffe nur neue Brutstätten für den Faschismus. Diese Frage muß gelöst werden. Wenn wir die falsche Entscheidung treffen, könnten wir für Jahrhunderte in halber Sklaverei enden. Solange aber kein anderes Argument vorgebracht wird als der Schrei ›trotzkistischer Faschist‹, kann die Diskussion nicht einmal anfangen. Für mich wäre es zum Beispiel unmöglich, mit einem kommunistischen Parteimitglied über Recht oder Unrecht der Kämpfe in Barcelona zu debattieren. Denn kein Kommunist – das heißt kein ›guter‹ Kommunist – könnte zugeben, daß ich eine wahrhaftige Schilderung der Ereignisse gegeben habe. Würde er pflichtgemäß seiner Partei-›Linie‹ folgen, müßte er erklären, ich lüge, oder bestenfalls, ich sei hoffnungslos

verführt worden. Er müßte sagen, daß jeder, der, viele tausend Kilometer vom wahren Geschehen entfernt, flüchtig die Schlagzeilen des *Daily Worker* liest, mehr über das Geschehen in Barcelona weiß als ich. Unter diesen Umständen gibt es keine Argumente, das notwendige Minimum für ein Einverständnis läßt sich nicht erzielen. Welchen Zweck hat es zu sagen, Leute wie Maxton würden von den Faschisten bezahlt; dadurch wird jede ernsthafte Diskussion unmöglich. Das ist genauso, als ob ein Spieler mitten in einem Schachwettkampf plötzlich laut schreiend behauptete, sein Gegner sei ein Brandstifter oder Bigamist. Der eigentliche Streitpunkt bleibt dabei unberührt, durch Verleumdung kann man nichts entscheiden.

## *Zwölftes Kapitel*

Etwa drei Tage nach dem Ende der Kämpfe in Barcelona kehrten wir an die Front zurück. Nach den Kämpfen – besonders nach der Verleumdungskampagne in den Zeitungen – war es schwer, diesen Krieg in der gleichen naiven, idealistischen Weise wie vorher zu betrachten. Ich glaube, es gibt niemand, der nicht in einem gewissen Umfang seine Illusionen verloren hat, wenn er länger als einige Wochen in Spanien gewesen ist. In Gedanken sah ich den Zeitungskorrespondenten, den ich am ersten Tag in Barcelona getroffen hatte und der mir sagte: »Dieser Krieg ist genau wie jeder andere ein Betrug.« Diese Bemerkung hatte mich tief erschüttert, und ich glaubte damals im Dezember nicht, daß sie richtig sei. Sie stimmte nicht einmal jetzt im Mai, aber sie kam der Wahrheit immer näher. In Wirklichkeit unterliegt jeder Krieg mit jedem Monat, den er länger dauert, einer gewissen sich steigernden Entartung. Begriffe wie individuelle Freiheit und wahrhafte Presse können einfach nicht mit dem militärischen Nutzeffekt konkurrieren.

Es war jetzt möglich, sich Gedanken darüber zu machen, was weiter geschehen würde. Man konnte leicht erkennen, daß die Regierung Caballero gestürzt und durch eine stärker rechtsgerichtete Regierung unter größerem kommunistischem Einfluß ersetzt werden würde (was tatsächlich ein oder zwei Wochen später geschah). Diese Regierung würde es sich zur Aufgabe machen, die Macht der Gewerkschaften ein für allemal zu brechen. Auch später, nach dem Sieg über Franco, würden die Aussichten nicht rosig sein, selbst wenn man einmal die gewaltigen Probleme außer acht ließ, die sich aus der Neugestaltung Spaniens ergaben. Die Darstellungen in der Zeitung vom »Krieg für die Demokratie« wa-

ren leeres Gewäsch. Kein vernünftiger Mensch nahm an, daß es in einem bei Kriegsende so geteilten und erschöpften Land wie Spanien noch eine Hoffnung für die Demokratie geben könne, selbst nicht so, wie wir sie in England oder Frankreich kennen. Eine Diktatur mußte kommen, und es war klar, daß die Chancen einer Diktatur der Arbeiterklasse vorbei waren. Das hieß, daß die allgemeine Entwicklung in die Richtung einer Spielart des Faschismus gehen würde. Dieser Faschismus würde zweifellos eine höflichere Bezeichnung haben und, da es sich um Spanien handelte, menschlicher und weniger wirkungsvoll ausfallen als die deutschen und italienischen Abarten. An weiteren Alternativen gab es nur eine unendlich schlimmere Diktatur unter Franco oder die Beendigung des Krieges durch die schon immer vorhandene Möglichkeit der Aufteilung Spaniens, entweder entlang den tatsächlichen Fronten oder nach wirtschaftlichen Zonen.

Das war eine bedrückende Aussicht, wie immer man es auch sehen mochte. Aber daraus ließen sich nicht folgern, es sei nicht wert, für die Regierung gegen den offenen und weiter entwickelten Faschismus Francos und Hitlers zu kämpfen. Mochte die Nachkriegsregierung große Fehler haben, Francos Regime würde sicherlich schlimmer sein. Für die Arbeiter, das Proletariat in den Städten, mochte es am Ende wenig ausmachen, wer gewann, denn Spanien ist vor allem ein Agrarland, und die Bauern würden mit ziemlicher Gewißheit aus einem Sieg der Regierung Nutzen ziehen. Zumindest ein Teil des eroberten Landes würde in ihrem Besitz bleiben, das aber hieß, daß auch in den Gebieten, die unter Francos Herrschaft gestanden hatten, Land verteilt würde. Es war auch nicht anzunehmen, daß die tatsächlich in einigen Gebieten Spaniens vorher vorhandene Knechtschaft wiederhergestellt würde. Jedenfalls müßte die bei Kriegsende herrschende Regierung antiklerikal und antifeudal sein. Sie würde, zumindest für eine gewisse Zeit, die

Kirche unter Kontrolle halten und das Land modernisieren müssen, zum Beispiel Straßen bauen, die Erziehung und die öffentliche Gesundheit fördern. Schon während des Krieges hatte man bis zu einem gewissen Grade etwas in dieser Richtung unternommen. Franco dagegen war fest an die großen feudalen Landbesitzer gebunden und vertrat eine engstirnige klerikal-militärische Reaktion, soweit er nicht lediglich eine Marionette Italiens oder Deutschlands war. Möglicherweise war die Volksfront ein Betrug, aber Franco war ein Anachronismus. Nur Millionäre oder Romantiker konnten sich seinen Sieg wünschen.

Außerdem ging es um die Frage des internationalen Prestiges des Faschismus. Dieses Problem hatte mich seit ein oder zwei Jahren wie ein Alpdruck verfolgt. Seit 1930 hatten die Faschisten nur Siege errungen, so war es an der Zeit, daß sie einmal geschlagen wurden, und es kam kaum darauf an, von wem. Trieben wir Franco und seine ausländischen Söldner ins Meer, würde das die Weltsituation gewaltig verbessern, selbst wenn Spanien unter einer Diktatur daraus hervorginge und seine besten Leute ins Gefängnis kämen. Allein schon eine Niederlage des Faschismus war es wert, den Krieg zu gewinnen.

So sah ich die Dinge damals. Ich sollte hinzufügen, daß ich heute besser über die Regierung Negrin denke als bei seinem Amtsantritt. Sie hat den schwierigen Kampf mit prächtigem Mut durchgehalten und mehr politische Toleranz bewiesen, als irgend jemand erwartete. Aber ich glaube immer noch, daß eine Nachkriegsregierung eine faschistische Neigung haben wird, es sei denn, Spanien würde mit allen unvorhersehbaren Konsequenzen geteilt. Wieder einmal lasse ich diese Ansicht stehen, wie sie ist, und nehme das Risiko auf mich, daß die Zeit mit mir machen wird, was sie mit den meisten Propheten getan hat.

Wir waren gerade an der Front angekommen, als wir hörten, daß Bob Smillie auf seinem Weg zurück nach Eng-

land an der Grenze verhaftet, nach Valencia gebracht und in ein Gefängnis geworfen worden sei. Smillie war seit dem vergangenen Oktober in Spanien gewesen. Einige Monate lang hatte er im Büro der P.O.U.M. gearbeitet. Als dann die anderen I.L.P.-Mitglieder ankamen, war er mit der Absicht in die Miliz eingetreten, drei Monate an die Front zu gehen, ehe er nach England zurückkehrte, um sich dort an einer Propagandatour zu beteiligen. Es dauerte einige Zeit, ehe wir ausfindig machen konnten, warum er verhaftet worden war. Man hielt ihn *incomunicado,* so daß nicht einmal ein Rechtsanwalt zu ihm konnte. In Spanien gibt es kein Habeas corpus, jedenfalls nicht in der Praxis, und man kann monatelang ununterbrochen im Gefängnis festgehalten werden, ohne daß Anklage erhoben wird, geschweige denn ein Urteil ergeht. Schließlich hörten wir von einem entlassenen Gefangenen, daß Smillie verhaftet worden sei, weil er »Waffen trug«. Wie ich zufällig wußte, waren diese »Waffen« zwei Handgranaten primitivster Art, wie sie bei Kriegsbeginn benutzt wurden. Zusammen mit Granatsplittern und anderen Souvenirs hatte er sie mit nach Hause nehmen wollen, um bei seinen Vorträgen ein wenig damit anzugeben. Die Ladung und die Zünder waren entfernt worden, so blieben nur die vollständig harmlosen Stahlzylinder übrig. Das war aber offensichtlich nur ein Vorwand, und man hatte ihn vielmehr wegen seiner bekannten Verbindung mit der P.O.U.M. verhaftet. Die Kämpfe in Barcelona waren gerade zu Ende, und die Behörden bemühten sich in diesem Augenblick sehr, niemand aus Spanien herauszulassen, der in der Lage gewesen wäre, der offiziellen Version zu widersprechen. So wurden also Menschen unter mehr oder weniger nichtigen Vorwänden an der Grenze verhaftet. Es ist sehr gut möglich, daß anfangs nur beabsichtigt war, Smillie einige Tage festzuhalten. Unglücklicherweise bleibt man aber in Spanien mit oder ohne Urteil für längere Zeit im Gefängnis, wenn man erst einmal dort ist.

Wir lagen immer noch vor Huesca, aber man hatte uns weiter nach rechts, gegenüber der faschistischen Feldschanze, aufgestellt, die wir einige Wochen vorher vorübergehend erobert hatten. Ich fungierte jetzt als *teniente*, das entspricht dem Leutnant der britischen Armee, soviel ich weiß. Ich führte das Kommando über dreißig Männer, Engländer und Spanier. Mein Name war zur Bestätigung einer regulären Offiziersstelle gemeldet worden. Ob ich sie erhalten würde, war ungewiß. Bisher hatten sich die Milizoffiziere geweigert, reguläre Offiziersstellen einzunehmen, da dies höheren Sold bedeutete und sie in Konflikt mit der Gleichheitsidee in der Miliz brachte. Aber sie mußten sich jetzt dazu bequemen. Benjamin war schon offiziell zum Hauptmann ernannt worden, und Kopp sollte zum Major befördert werden. Natürlich konnte die Regierung nicht auf die Milizoffiziere verzichten, aber sie bestätigte keinen von ihnen in einem höheren Rang als dem des Majors. Wahrscheinlich tat sie das, um die höheren Kommandoposten für reguläre Armeeoffiziere oder die neuen Offiziere der Kriegsschule freizuhalten. Als Ergebnis gab es in unserer 29. Division und zweifellos in vielen anderen Einheiten zeitweilig die seltsame Situation, daß der Divisionskommandeur, die Brigadekommandeure und die Bataillonskommandeure alle nur Major waren.

An der Front ereignete sich nicht viel. Die Schlacht um die Straße nach Jaca war erloschen und flammte vor Mitte Juni nicht wieder auf. Scharfschützen waren das Hauptübel in unserer Stellung. Die faschistischen Schützengräben lagen mehr als hundertfünfzig Meter entfernt, aber auf höherem Gelände und zu beiden Seiten unserer Stellung, die hier einen rechten Winkel bildete. Die Ecke des Winkels war eine gefährliche Stelle. Dort hatte es schon mehrere Verluste durch Scharfschützen gegeben. Von Zeit zu Zeit feuerten die Faschisten einen Gewehrgranatwerfer oder eine ähnliche Waffe auf uns ab. Sie machte einen schauderhaften Krach

und war entnervend, denn man konnte sie nicht rechtzeitig genug hören, um ihr auszuweichen. Aber sie war in Wirklichkeit nicht gefährlich. Sie schlug nur ein Loch von der Größe eines Waschfasses in die Erde. Die Nächte waren angenehm warm, die Tage glühend heiß. Die Moskitos wurden unerträglich, und trotz der sauberen Kleidung, die wir aus Barcelona mitgebracht hatten, waren wir fast sofort wieder verlaust. In den verlassenen Obstgärten draußen im Niemandsland wurden die Kirschen schon hell. Zwei Tage lang hatten wir Regenfälle, die Unterstände wurden überflutet, und die Brustwehr sank dreißig Zentimeter ein. Danach mußten wir wieder einige Tage den klebrigen Ton mit den elenden spanischen Spaten, die sich wie Blechlöffel verbiegen, ausgraben.

Für jede Kompanie war uns ein Grabenmörser versprochen worden, und ich wartete schon mit Freude darauf. Nachts gingen wir wie gewöhnlich auf Spähtrupp, nur war es jetzt gefährlicher als früher, denn die faschistischen Schützengräben waren besser besetzt und sie waren jetzt vorsichtiger geworden. Sie hatten Blechbüchsen direkt vor die Drahtverhaue gelegt und schossen sofort mit Maschinengewehren, wenn sie nur einen Ton hörten. Während des Tages schossen wir aus einem Scharfschützennest im Niemandsland auf ihre Stellungen. Wenn man hundert Meter vorwärtskroch, kam man zu einem Graben, der hinter hohem Gras verborgen lag und eine Lücke in der faschistischen Brustwehr beherrschte. In diesem Graben hatten wir ein Gewehrnest eingerichtet. Wenn man lange genug wartete, konnte man regelmäßig eine in Khaki gekleidete Figur hinter der Lücke schnell vorbeischlüpfen sehen. Ich schoß verschiedene Male. Ich weiß nicht ob ich jemand traf; es ist sehr unwahrscheinlich, denn ich bin ein sehr schlechter Gewehrschütze. Aber es war immerhin ein ziemlicher Spaß, da die Faschisten nicht wußten, woher die Schüsse kamen, und ich war sicher, daß ich einen von ihnen früher oder später

erwischen würde. Aber der Jäger wurde zum Gejagten – ein faschistischer Scharfschütze erwischte statt dessen mich. Ich war etwa zehn Tage wieder an der Front, als es geschah. Das ganze Erlebnis, von einer Kugel getroffen zu werden, ist sehr interessant, und ich glaube, daß es sich lohnt, die näheren Einzelheiten zu beschreiben.

Um fünf Uhr morgens stand ich an der Ecke der Brustwehr. Das war immer eine gefährliche Zeit, denn wir hatten die Morgendämmerung hinter unserem Rücken, und wenn man den Kopf über die Brustwehr hinaussteckte, hob er sich deutlich gegen den Himmel ab. Vor dem Wachwechsel sprach ich mit dem Wachtposten. Plötzlich, mitten im Satz, spürte ich – nun, es ist sehr schwer zu beschreiben, was ich spürte, obwohl ich mich mit äußerster Anschaulichkeit daran erinnere.

Grob gesprochen hatte ich das Gefühl, mich im Zentrum einer Explosion zu befinden. Es war wie ein lauter Knall und ein blendender Lichtblitz, der mich ganz umschloß, zugleich fühlte ich einen gewaltigen Stoß – keinen Schmerz, nur einen heftigen Schock, wie man ihn bei einem elektrischen Schlag bekommt. Dabei hatte ich ein Gefühl äußerster Schwäche, als ob ich zerschlagen werde und zu einem Nichts einschrumpfte. Die Sandsäcke vor mir traten in eine unendliche Entfernung zurück. Ich glaube, man fühlt dasselbe, wenn man von einem Blitz getroffen wird. Ich wußte sofort, daß ich getroffen worden war, aber wegen des Knalles und Blitzes dachte ich, es sei von einem Gewehr, das zufällig in der Nähe losgegangen war. Alles ereignete sich in einem Zeitraum von weniger als einer Sekunde. Im nächsten Augenblick wurden meine Knie weich und ich fiel, dabei schlug mein Kopf mit einem heftigen Schlag auf den Boden, was ich zu meiner Erleichterung aber nicht spürte. Ich hatte ein dumpfes, betäubendes Gefühl, das Bewußtsein, daß ich sehr schwer verwundet worden war, aber keinen Schmerz in normalem Sinne.

Der amerikanische Wachtposten, mit dem ich mich unterhalten hatte, stürzte auf mich zu. »Bei Gott! Bist du getroffen?« Die Männer kamen herbei. Es gab die übliche Aufregung: »Hebt ihn auf! Wo hat es ihn erwischt? Macht sein Hemd auf!« Der Amerikaner fragte nach einem Messer, um mein Hemd aufzuschneiden. Ich wußte, daß ich eins in meiner Tasche hatte, und versuchte es herauszunehmen, aber dann entdeckte ich, daß mein rechter Arm gelähmt war. Ich hatte eine gewisse Genugtuung, daß ich keine Schmerzen fühlte, und ich dachte, darüber wird sich meine Frau freuen. Sie hatte sich immer gewünscht, daß ich verwundet würde, denn sie sagte, dadurch werde mir erspart, in der großen Schlacht getötet zu werden. Erst jetzt begann ich mich zu fragen, wo ich getroffen worden war und wie schlimm. Ich konnte nichts fühlen, aber ich war mir bewußt, daß die Kugel irgendwo vorne am Körper getroffen hatte. Als ich versuchte zu sprechen, merkte ich, daß ich keine Stimme hatte, nur ein schwaches Gurgeln. Aber beim zweiten Versuch gelang es mir zu fragen, wo ich getroffen worden sei. Sie sagten, am Hals. Harry Webb, der unsere Tragbahre versorgte, brachte ein Verbandspäckchen und eine kleine Flasche mit Alkohol, die man uns für die Erste Hilfe gegeben hatte. Als sie mich aufhoben, stürzte eine Menge Blut aus meinem Mund, und ich hörte, wie ein Spanier hinter mir sagte, die Kugel sei genau durch meinen Hals hindurchgegangen. Ich fühlte, wie der Alkohol, der normalerweise wie die Hölle brennen würde, mit angenehmer Kühle auf meine Wunde spritzte.

Sie legten mich wieder hin, während einige Männer die Tragbahre holten. Sobald ich wußte, daß die Kugel meinen Hals glatt durchschlagen hatte, war ich davon überzeugt, daß es mit mir zu Ende sei. Ich hatte noch nie von einem Mann oder einem Tier gehört, dem eine Kugel mitten durch den Hals geschossen wurde und der dann am Leben blieb. Aus meinem Mundwinkel tropfte Blut. Ich glaubte, die Ar-

terie sei durchschlagen. Ich wunderte mich, wie lange man wohl noch lebt, wenn die Halsschlagader durchschnitten ist. Vermutlich nicht viele Minuten. Alles war sehr verschwommen. Zwei Minuten lang etwa muß ich angenommen haben, daß ich schon tot sei, und auch das war sehr interessant; ich meine, es ist interessant zu wissen, was für Gedanken man in solch einem Augenblick hat. Mein erster Gedanke beschäftigte sich konventionell genug mit meiner Frau. Mein zweiter Gedanke war ein leidenschaftlicher Widerspruch dagegen, daß ich die Welt verlassen sollte, die mir alles in allem ganz gut gefiel. Ich hatte Zeit genug, das sehr lebhaft zu empfinden. Dieses dumme Unglück machte mich richtig wütend. So eine sinnlose Geschichte! Wegen der Sorglosigkeit eines Augenblickes nicht einmal in der Schlacht, sondern in der muffigen Ecke eines Schützengrabens umgelegt zu werden! Ich dachte auch an den Mann, der mich erschossen hatte, und fragte mich, wie er wohl aussehen möge, ob er ein Spanier oder ein Ausländer sei und ob er wisse, daß er mich getroffen habe. Eigentlich konnte ich ihn nicht richtig hassen. Ich dachte mir, daß ich ihn, da er ja ein Faschist war, auch getötet hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre. Und hätte man ihn gefangen und zu uns gebracht, hätte ich ihm nur zu seinem guten Schuß gratuliert. Es mag natürlich sein, daß man ganz andere Gedanken hat, wenn man wirklich stirbt.

Sie hatten mich gerade auf die Tragbahre gelegt, als mein gelähmter Arm wieder lebendig wurde und verdammt schmerzte. Zunächst aber ermutigten mich die Schmerzen, denn ich wußte, daß Gefühle nicht heftiger werden, wenn man stirbt. Ich fühlte mich wieder etwas normaler, und die vier armen Teufel taten mir leid, die unter der Tragbahre auf ihren Schultern schwitzten und ausglitten. Die Entfernung zum Ambulanzwagen betrug etwa zweieinhalb Kilometer, und es war ein ziemlich übler Weg über holprige, glitschige Pfade. Ich wußte, wie sehr man darunter

schwitzt, denn ein oder zwei Tage vorher hatte ich selbst geholfen, einen verwundeten Mann hinunterzutragen. Die Blätter der Silberpappeln, die an einigen Stellen unseren Schützengraben einsäumten, wischten über mein Gesicht. Ich dachte nun, wie gut es doch sei, noch in einer Welt zu leben, in der Silberpappeln wuchsen. Während der ganzen Zeit aber hatte ich einen höllischen Schmerz in meinem Arm. Ich fluchte und versuchte dann wieder, nicht zu fluchen, denn jedesmal, wenn ich tief atmete, schäumte das Blut aus meinem Mund.

Der Doktor verband die Wunde neu, gab mir eine Morphiumspritze und schickte mich nach Sietamo. Das Lazarett in Sietamo bestand aus schnell errichteten Holzhütten, wo man in der Regel die Verwundeten nur ein paar Stunden ließ, ehe sie nach Barbastro oder Lerida geschickt wurden. Ich war vom Morphium benommen, hatte aber noch immer große Schmerzen, konnte mich praktisch nicht bewegen und schluckte dauernd Blut. Es war typisch für die Methoden in einem spanischen Lazarett, daß die ungeübte Krankenschwester versuchte, mir in diesem Zustand das normale Lazarettessen einzutrichtern. Es bestand aus einem riesigen Teller Suppe, Eiern, einem fetten Stew und so weiter, sie schien überrascht zu sein, daß ich es nicht zu mir nahm. Ich fragte nach einer Zigarette, aber es war gerade eine jener Zeiten, in denen es keinen Tabak gab, und im ganzen Lazarett war keine einzige Zigarette aufzutreiben. Dann kamen zwei Kameraden an mein Bett, denen man erlaubt hatte, die Front einige Stunden zu verlassen.

»Hallo! Du lebst? Wie geht's? Gut. Wir möchten deine Uhr und deinen Revolver und deine elektrische Taschenlampe haben. Und dein Messer, wenn du eins hast.«

Sie machten sich mit meinem gesamten beweglichen Besitz davon. So ging es jedesmal, wenn ein Mann verwundet wurde. Alles, was er besaß, wurde sofort aufgeteilt, und das war richtig, denn Uhren, Revolver und ähnliches waren an

der Front sehr kostbar, und wenn sie im Gepäck eines Verwundeten mit zurückgingen, wurden sie ganz gewiß irgendwo am Wege gestohlen.

Am Abend waren genug Kranke und Verwundete zusammengekommen, um einige Ambulanzwagen zu füllen, und man sandte uns nach Barbastro. Was für eine Reise! Es hieß, man genese in diesem Kriege nur, wenn man an einem der äußeren Glieder verwundet wurde, man müsse aber immer sterben, wenn man eine Wunde im Inneren des Leibes habe. Ich wußte jetzt, warum. Niemand mit inneren Blutungen hätte diese kilometerlange Fahrt im holpernden Wagen über eine Schotterstraße, die durch schwere Lastwagen völlig ausgefahren und seit Kriegsbeginn nicht mehr ausgebessert worden war, überstehen können. Peng! Bum! Holterdiepolter! Diese Fahrt versetzte mich in meine frühe Kindheit zurück, und ich erinnerte mich an einen schrecklichen Apparat, das sogenannte Wiggle-Woggle in der Ausstellung der ›Weißen Stadt‹. Man hatte vergessen, uns auf der Tragbahre festzubinden. Ich hatte noch genug Kraft in meinem linken Arm, um mich festzuhalten, aber ein armer Kerl flog auf den Boden und litt Gott weiß was für Schmerzen. Ein anderer, der noch gehen konnte, saß in der Ecke der Ambulanz und erbrach sich im ganzen Umkreis. Das Lazarett in Barbastro war überfüllt. Die Betten standen so nahe aneinander, daß sie sich fast berührten. Am nächsten Morgen wurde eine Anzahl von uns in den Lazarettzug geladen und nach Lerida hinabgeschickt.

Ich blieb fünf oder sechs Tage in Lerida. Es war ein großes Lazarett, in dem Kranke, Verwundete und normale Zivilpatienten mehr oder weniger durcheinander lagen. Einige Männer in meiner Abteilung hatten abscheuliche Wunden. Im Bett neben mir lag ein Bursche mit schwarzem Haar, der unter irgendeiner Krankheit litt und der eine Medizin bekam, die seinen Urin so grün wie Smaragd färbte. Seine Bettflasche war eine Sehenswürdigkeit in der ganzen Abtei-

lung. Ein englischsprechender holländischer Kommunist hatte gehört, daß ein Engländer im Lazarett liege, und brachte mir englische Zeitungen und freundete sich mit mir an. Er war in den Oktoberkämpfen schrecklich verwundet worden und hatte es irgendwie geschafft, sich im Lazarett von Lerida anzusiedeln und eine der Krankenschwestern zu heiraten. Sein Bein war durch die Wunde so eingeschrumpft, daß es nicht dicker als mein Arm war. Zwei Milizsoldaten, die ich in der ersten Woche an der Front kennenlernte, hatten Urlaub und kamen, um einen verwundeten Freund zu besuchen. Sie erkannten mich. Die Jungens waren etwa achtzehn Jahre alt. Sie standen unbeholfen an meinem Bett und versuchten, etwas zu sagen. Um zu zeigen, wie leid es ihnen tat, daß ich verwundet worden war, nahmen sie plötzlich ihren ganzen Tabak aus der Tasche, gaben ihn mir und rannten davon, ehe ich ihn zurückgeben konnte. Wie typisch spanisch! Ich erfuhr später, daß man in der ganzen Stadt keinen Tabak kaufen konnte und sie mir die Ration einer vollen Woche gegeben hatten.

Nach einigen Tagen konnte ich aufstehen und mit dem Arm in der Binde umherspazieren. Wenn der Arm herabhing, schmerzte er jedoch sehr. Gleichzeitig hatte ich auch ziemlich heftige innere Schmerzen, die durch meinen Fall verursacht worden waren. Meine Stimme war fast vollkommen verschwunden. Aber nicht einen Augenblick verspürte ich Schmerzen von der Wunde selbst. Das ist anscheinend der Normalfall. Der ungeheure Schlag der Kugel verhindert ein direktes Gefühl in der Wunde. Der Splitter einer Granate oder Handgranate, der sehr ausgezackt ist und der einen normalerweise weniger schwer trifft, würde wahrscheinlich wie der Teufel schmerzen. Auf dem Lazarettgelände gab es einen netten Garten mit einem Teich mit Goldfischen und kleinen dunkelgrauen Fischen; ich glaube, es waren Ukeleie. Ich saß stundenlang und beobachtete sie. Durch die Behandlung in Lerida erhielt ich einen Einblick

in das Lazarettwesen an der aragonischen Front. Ob es an anderen Fronten auch so ist, weiß ich nicht. Die Lazarette waren schon sehr gut. Die Ärzte waren fähige Leute, und es schien keinen Mangel an Medizin oder Ausrüstung zu geben. Aber man machte zwei schlimme Fehler, wodurch zweifellos Hunderte oder Tausende von Männern gestorben sind, die man hätte retten können.

Der eine Fehler bestand darin, daß alle Lazarette im weiten Umkreis hinter der Front mehr oder weniger nur als Feldlazarett und Durchgangsstation benutzt wurden. Folglich wurde man dort nur dann behandelt, wenn die Verwundung zu schwer und ein Transport unmöglich war. Theoretisch wurden die meisten Verwundeten direkt nach Barcelona oder Tarragona geschickt, aber wegen des mangelnden Transportraums dauerte es oft eine Woche oder zehn Tage, bis sie nach dort kamen. Man ließ sie in Sietamo, Barbastro, Monzon, Lerida und anderen Orten warten. Während dieser Zeit erhielten sie keine Behandlung, außer gelegentlich einem sauberen Verband, manchmal aber nicht einmal das. Männer mit abscheulichen Granatwunden und zerschmetterten Knochen wurden in eine Art Verschalung aus Verbandmull und Gips eingehüllt. Die Bezeichnung der Wunde wurde mit Bleistift außen aufgeschrieben, und normalerweise wurde die Verschalung nicht entfernt, ehe der Mann zehn Tage später in Barcelona oder Tarragona ankam. Unterwegs war es nahezu ausgeschlossen, daß die Wunden untersucht wurden. Die wenigen Ärzte konnten mit der Arbeit nicht fertig werden. Sie gingen einfach schnell an den Betten vorbei und sagten: »Ja, ja, sie werden euch in Barcelona behandeln.« Wir hörten nur jeden Tag das Gerücht, daß der Lazarettzug *mañana* nach Barcelona abfahre. Der zweite Fehler bestand im Mangel an guten Krankenschwestern. Anscheinend gab es nicht genug ausgebildete Schwestern in Spanien, vielleicht weil diese Arbeit vor dem Kriege hauptsächlich von Nonnen getan wurde.

Ich kann mich nicht über die spanischen Schwestern beklagen, sie behandelten mich immer mit der größten Güte, aber sie waren zweifellos schrecklich unwissend. Alle konnten die Temperatur messen, und einige wußten auch, wie man einen Verband anlegt, das war aber auch alles. So geschah es, daß die Männer, die zu krank waren, um für sich selbst zu sorgen, oft in schmachvoller Weise vernachlässigt wurden. Die Krankenschwestern ließen einen Mann mit Darmverstopfung eine Woche lang liegen, ohne daß sie sich um ihn kümmerten. Nur selten wuschen sie diejenigen, die zu schwach waren, um sich selbst zu waschen. Ich erinnere mich an einen armen Teufel mit einem zerschmetterten Arm, der mir erzählte, daß er drei Wochen lang gelegen hatte, ohne daß sein Gesicht gewaschen wurde. Selbst die Betten wurden tagelang nicht gemacht. Das Essen war in allen Hospitälern gut, tatsächlich zu gut. In Spanien schien es noch mehr als anderswo eine Tradition zu sein, die Kranken mit schwerem Essen vollzustopfen. In Lerida waren die Mahlzeiten unglaublich. Das Frühstück, ungefähr um sechs Uhr morgens, bestand aus Suppe, einem Omelette, Stew, Brot, Weißwein und Kaffee. Und das Mittagessen war noch umfangreicher. Diese Verpflegung gab es zu einer Zeit, als der größere Teil der Zivilbevölkerung ziemlich unterernährt war. Die Spanier scheinen von leichter Diät nicht viel zu halten. Sie geben Kranken wie Gesunden das gleiche Essen – die reiche, fette Küche und alles in Olivenöl getränkt.

Eines Morgens wurde bekanntgegeben, die Leute in meiner Abteilung sollten heute nach Barcelona geschickt werden. Es gelang mir, meiner Frau ein Telegramm zu senden, in dem ich ihr mitteilte, daß ich komme. Schon wurden wir in Busse gepackt und zum Bahnhof hinabgefahren. Erst als der Zug wirklich abfuhr, sagte mir ganz beiläufig der mitfahrende Sanitäter, wir führen nun doch nicht nach Barcelona, sondern nach Tarragona. Ich glaube, der Lokomotivführer hatte es sich anders überlegt. »Das ist typisch Spanien!« dach-

te ich. Aber es war auch typisch spanisch, daß man den Zug festhielt, bis ich noch ein zweites Telegramm abgeschickt hatte. Und es war noch typischer spanisch, daß dieses Telegramm niemals ankam.

Sie steckten uns in normale Wagen dritter Klasse mit hölzernen Bänken, obwohl viele Leute schwer verwundet und heute erst aus dem Bett gekommen waren. Es dauerte bei der Hitze und der polternden Fahrt nicht lange, bis die Hälfte einem Kollaps nahe war und viele sich auf den Boden erbrachen. Der Sanitäter stapfte mit einer großen Wasserflasche aus Ziegenfell über die wie Leichen herumliegenden Verwundeten und spritzte hier oder dort etwas Wasser in einen Mund. Es war ein scheußliches Wasser, ich habe den Geschmack immer noch auf der Zunge. Als die Sonne schon niedrig stand, kamen wir nach Tarragona. Die Eisenbahnlinie führte einen Steinwurf weit vom Meer an der Küste entlang. Als unser Zug in den Bahnhof einlief, fuhr gerade ein ganzer Zug mit Soldaten der Internationalen Brigade heraus, und eine Anzahl Leute auf der Brücke winkte ihnen zu. Es war ein sehr langer Zug, der bis zum Bersten mit Soldaten vollgepackt war. Auf offenen Güterwagen standen Feldkanonen, die dort festgebunden waren, und neben den Kanonen hockten noch weitere Soldaten. Ich erinnere mich mit besonderer Lebhaftigkeit an das Schauspiel, wie die beiden Züge im gelben Abendlicht aneinander vorbeifuhren. Fenster auf Fenster voller dunkler, lächelnder Gesichter, die langen, geneigten Rohre der Kanonen, die roten, flatternden Schals – alles glitt langsam vor der türkisfarbenen See an uns vorbei.

»Estranjeros – Ausländer«, sagte jemand. »Es sind Italiener.«

Man konnte nicht übersehen, daß sie Italiener waren. Kein anderes Volk hätte sich so anmutig gruppieren können, und niemand hätte die Grüße der Menge mit so viel Grazie beantworten können, eine Grazie, die auch dadurch

nicht weniger echt wirkte, daß vielleicht die Hälfte der Soldaten auf dem Zuge aus hochgehaltenen Weinflaschen trank. Wir hörten hinterher, daß sie ein Teil der Truppen waren, die im März den großen Sieg in Guadalajara errungen hatten. Sie waren auf Urlaub gewesen und wurden jetzt an die aragonische Front versetzt. Ich befürchte, daß die meisten von ihnen einige Wochen später bei Huesca getötet wurden. Die Männer, die nicht so schwer verwundet waren und stehen konnten, waren auf die andere Seite des Waggons gegangen und grüßten die Italiener, als wir an ihnen vorbeikamen. Eine Krücke winkte aus dem Fenster, bandagierte Arme grüßten mit der geballten Faust den roten Salut. Es war ein allegorisches Bild des Krieges, eine Zugladung frischer Leute glitt stolz zur Front, die Verwundeten glitten langsam zurück. Und wenn man die Kanonen auf den offenen Wagen sah, schlug einem das Herz höher, wie immer, wenn man Kanonen sieht. Wir alle unterlagen wieder einmal dem verderblichen Gefühl, von dem man sich so schwer lösen kann, daß der Krieg eben doch prächtig ist.

Das Lazarett in Tarragona war sehr groß und voll Verwundeter von allen Fronten. Was für Wunden sah man dort! Man hatte hier, vermutlich in Übereinstimmung mit der jüngsten medizinischen Praxis, eine besondere Art, die Wunden zu behandeln, die aber besonders schrecklich anzusehen war. Sie bestand darin, daß man die Wunden vollständig offen und unverbunden ließ und nur durch ein Netz aus Mull, das über Drähte gelegt wurde, vor den Fliegen schützte. Unter dem Mull konnte man die rote Gallerte der halbverheilten Wunden sehen. Ich sah einen Mann, der im Gesicht und am Hals verwundet worden war und dessen Kopf unter einem kugelförmigen Helm aus Mull steckte. Sein Mund war verschlossen, und er atmete durch eine kleine Röhre, die zwischen seinen Lippen befestigt war. Der arme Teufel schaute so verlassen aus, wenn er hin und her wanderte und jeden aus seinem Mullkäfig anguckte und

doch nicht sprechen konnte. Ich lag drei oder vier Tage in Tarragona. Meine Kräfte kehrten zurück, und eines Tages gelang es mir, langsam gehend bis an den Strand zu wandern. Es war seltsam zu sehen, wie der Badebetrieb fast wie normal ablief. Die feinen Cafés an der Promenade, die plumpen Bürger der Stadt, die badeten und sich sonnten, als gäbe es im Umkreis von anderthalbtausend Kilometer keinen Krieg. Trotzdem sah ich, wie das manchmal so geschieht, daß ein Badender ertrank. Das hätte ich bei der flachen und lauwarmen See für unmöglich gehalten.

Acht oder neun Tage nachdem ich die Front verlassen hatte, wurden endlich meine Wunden untersucht. Die neuangekommenen Fälle wurden in der Chirurgie untersucht. Ärzte hackten mit großen Scheren die Brustplatten aus Gips in Stücke, in die man die Männer mit ihren zerschlagenen Rippen und Halswirbeln auf den Verbandsplätzen hinter der Front eingehüllt hatte. Da sah man zum Beispiel ein ängstliches, schmutziges Gesicht mit dem struppigen Bart einer Woche, das aus der Halsöffnung einer großen, ungefügen Brustplatte hervorlugte. Der Doktor, ein frischer, gut aussehender dreißigjähriger Mann, setzte mich auf einen Stuhl, griff meine Zunge mit einem rauhen Stück Gaze, zog sie so *weit, wie es ging, heraus, schob einen Zahnarztspiegel in* meinen Rachen und forderte mich auf, »Ah!« zu sagen. Nachdem ich das so lange getan hatte, bis meine Zunge blutete und meine Augen überliefen, sagte er mir, eins meiner Stimmbänder sei gelähmt.

»Wann werde ich meine Stimme wiederbekommen?« sagte ich.

»Ihre Stimme? Ach, Sie werden Ihre Stimme nie zurückbekommen«, sagte er heiter.

Wie es sich später herausstellte, hatte er aber unrecht. Zwei Monate lang konnte ich kaum wispern, dann wurde meine Stimme plötzlich normal, das andere Stimmband hatte sich ›angepaßt‹. Der Schmerz in meinem Arm wurde da-

durch verursacht, daß die Kugel ein Nervenbündel hinten an meinem Hals durchschlagen hatte. Der Schmerz stach wie Neuralgie und dauerte etwa einen Monat, besonders nachts, so daß ich nicht viel Schlaf bekam. Auch die Finger meiner rechten Hand waren halb gelähmt. Selbst heute, fünf Monate später, ist mein Zeigefinger noch empfindungslos, eine seltsame Folge für eine Halswunde.

Die Wunde war gewissermaßen eine Kuriosität, und verschiedene Ärzte untersuchten sie mit viel Zungenschnalzen und »Qué suerte! *Qué* suerte!« Einer sagte mir mit dem Gefühl der Autorität, die Kugel habe die Schlagader nur »um einen Millimeter« verfehlt. Ich weiß nicht, woher er das wußte. Niemand, den ich damals traf – Ärzte, Schwestern, *practicantes* oder verwundete Kameraden –, unterließ es, mir zu sagen, daß ein Mann, der einen Schuß durch den Hals bekommen habe und das überlebte, die glücklichste Kreatur auf Erden sei. Mir kam es so vor, als ob man noch glücklicher ist, wenn man überhaupt nicht getroffen wird.

## *Dreizehntes Kapitel*

Während der letzten Wochen, die ich in Barcelona verbrachte, lag ein eigentümliches, böses Gefühl in der Luft, es war eine Atmosphäre des Mißtrauens, der Furcht, der Ungewißheit und des verhüllten Hasses. Die Maikämpfe hatten unausrottbare Folgen hinterlassen. Mit dem Fall der Regierung Caballero waren die Kommunisten endgültig an die Macht gekommen. Die Verantwortung für die innere Ordnung war kommunistischen Ministern übertragen worden, und niemand zweifelte daran, daß sie ihre politischen Rivalen zerschmettern würden, sobald sie auch nur einen Zipfel der Gelegenheit zu fassen kriegten. Bisher war noch nichts geschehen, und ich selbst hatte nicht einmal eine Idee davon, was geschehen würde. Dennoch hatte man das Gefühl ständiger, unbestimmter Gefahr, die Ahnung eines bevorstehenden, schlimmen Ereignisses. Obwohl man sich in Wirklichkeit nicht an einer Verschwörung beteiligte, zwang einen doch die Atmosphäre, sich wie ein Verschwörer zu fühlen. Es hatte den Anschein, als verbrächte man seine Zeit damit, geflüsterte Unterhaltungen in den Ecken der Cafés zu führen, während man sich gleichzeitig fragte, ob die Person am Nebentisch nicht ein Polizeispion sei.

Auf Grund der Pressezensur machten alle möglichen finsteren Gerüchte die Runde. Nach einem dieser Gerüchte plante die Regierung Negrin-Prieto, den Krieg durch einen Kompromiß beizulegen. Damals war ich geneigt, daran zu glauben, denn die Faschisten umzingelten gerade Bilbao, und offensichtlich tat die Regierung nichts, um es zu retten. In der ganzen Stadt wurden zwar baskische Fahnen gehißt, Mädchen gingen mit Sammelbüchsen in die Cafés, und man hörte die üblichen Rundfunksendungen über die »heroischen

Verteidiger«, doch eine wirkliche Unterstützung gab man den Basken nicht. Man konnte fast glauben, die Regierung führe ein doppeltes Spiel. Spätere Ereignisse bewiesen, daß ich in diesem Fall völlig unrecht hatte. Aber es hat den Anschein, als wäre Bilbao zu retten gewesen, hätte man nur ein wenig mehr Energie gezeigt. Selbst eine erfolglose Offensive an der aragonischen Front hätte Franco gezwungen, einen Teil seiner Armee abzuziehen. Die Regierung jedoch startete keinerlei Offensivhandlungen, bis es viel zu spät war, ja bis Bilbao schon fiel. Die C.N.T. verteilte eine große Anzahl Flugblätter, auf denen »Seid wachsam!« stand und auf denen angedeutet wurde, daß eine gewisse Partei (also die Kommunisten) einen *coup d'Etat* planten. Weit verbreitet war auch die Furcht, Katalonien könnte angegriffen werden. Schon vorher, als wir an die Front zurückkehrten, hatte ich gesehen, daß viele Kilometer hinter der Front starke Befestigungen gebaut wurden und man überall in Barcelona neue, bombensichere Unterstände aushob. Es gab häufig Fliegeralarm und Warnung vor Beschießung von der See aus. Meistens aber war es ein falscher Alarm; jedesmal wenn die Sirenen heulten, wurden jedoch die Lichter der ganzen Stadt stundenlang ausgelöscht, und die furchtsame Bevölkerung tauchte in die Keller. Überall gab es Polizeispione. Die Gefängnisse waren noch mit Gefangenen aus den Maikämpfen vollgestopft, und weitere Menschen – immer Anarchisten und P.O.U.M.-Anhänger – verschwanden einzeln oder zu zweit im Gefängnis. Soviel man erfahren konnte, wurde bisher niemand verurteilt oder angeklagt, nicht einmal eines so eindeutigen Vergehens wie des ›Trotzkismus‹. Man wurde einfach ins Gefängnis geworfen und dort meistens *incomunicado* gehalten. Bob Smillie lag immer noch in Valencia im Gefängnis. Wir konnten nichts ausfindig machen, nur daß weder dem örtlichen Vertreter der I.L.P. noch dem Rechtsanwalt, den man genommen hatte, erlaubt wurde, ihn zu sehen. Immer mehr

Ausländer aus der Internationalen Brigade und anderen Milizeinheiten wurden ins Gefängnis gesteckt. Normalerweise wurden sie unter dem Vorwand der Fahnenflucht verhaftet. Es war typisch für die allgemeine Lage, daß niemand genau wußte, ob ein Milizsoldat ein Freiwilliger oder ein regulärer Soldat war. Einige Monate früher hatte man jedem gesagt, der sich der Miliz anschloß, er sei ein Freiwilliger und könne jederzeit, wenn er wolle, seine Entlassungspapiere erhalten, sobald er wieder mit Urlaub an der Reihe sei. Jetzt schien es so, als habe die Regierung ihre Meinung geändert. Ein Milizmann war ein regulärer Soldat und galt als fahnenflüchtig, wenn er versuchte, nach Hause zu gehen. Aber selbst hierüber war sich niemand sicher. An einigen Abschnitten der Front gaben die Vorgesetzten immer noch Entlassungspapiere aus. Manchmal wurden sie an der Grenze anerkannt, manchmal auch nicht. Geschah es nicht, wurde man sofort ins Gefängnis geworfen. Später schwoll die Zahl der ausländischen ›Fahnenflüchtigen‹ im Gefängnis zu Hunderten an. Aber die meisten von ihnen wurden nach Hause entlassen, als man sich in ihren eigenen Ländern darüber aufregte.

Bewaffnete Sturmgardisten durchstreiften überall die Straßen, die Zivilgardisten hielten immer noch Cafés und andere Gebäude an strategisch wichtigen Stellen besetzt. Viele Gebäude der P.S.U.C. waren noch verbarrikadiert und mit Sandsäcken geschützt. An verschiedenen Stellen der Stadt hielten die Wachtposten der Zivilgardisten oder Carabineros die Vorübergehenden an und verlangten ihre Papiere. Jeder warnte mich, meine P.O.U.M.-Milizkarte zu zeigen, ich sollte nur meinen Paß und meinen Lazarettschein vorweisen. Es war nämlich sogar gefährlich, wenn sie erfuhren, daß man in der P.O.U.M.-Miliz gedient hatte. Milizsoldaten der P.O.U.M., die verwundet worden waren oder Urlaub hatten, wurden auf kleinliche Weise benachteiligt. So erschwerte man ihnen beispielsweise die Auszahlung ihrer Löhne. *La Batalla* erschien noch, aber sie wurde derartig

zensiert, daß fast nichts mehr darin stand. Auch *Solidaridad* und die anderen anarchistischen Zeitungen wurden in großem Umfang zensiert. Es gab eine Vorschrift, nach der die von der Zensur beanstandeten Abschnitte einer Zeitung nicht leer bleiben durften, sondern mit anderen Meldungen gefüllt werden mußten. Deshalb war es manchmal unmöglich zu sagen, wo etwas weggelassen worden war.

Die Lebensmittelknappheit, die während des ganzen Krieges ständig wechselte, hatte eins ihrer schlimmsten Stadien erreicht. Das Brot war knapp, und die billigeren Sorten wurden mit Reis verfälscht. In den Kasernen erhielten die Soldaten ein furchtbares Brot, es war wie Kitt. Auch Milch und Zucker waren sehr knapp, und Tabak gab es fast überhaupt nicht, nur die teuren geschmuggelten Zigaretten. Olivenöl, das die Spanier für ein halbes Dutzend verschiedener Zwecke benutzen, gab es ebenfalls nur selten. Berittene Zivilgardisten kontrollierten die Schlange stehenden Frauen, die Olivenöl kaufen wollten. Manchmal machten sich die Zivilgardisten ein Vergnügen daraus, ihre Pferde rückwärts in die Schlange hineinzumanövrieren, und versuchten, sie dazu zu bringen, den Frauen auf die Füße zu treten. Ein anderes, wenn auch kleineres Übel war damals der Mangel an Kleingeld. Silber war aus dem Verkehr gezogen worden, und bisher hatte man noch keine neuen Münzen ausgeliefert. So gab es zwischen dem Zehn-Céntimo-Stück und der Zweieinhalb-Peseten-Banknote kein anderes Wechselgeld, ja selbst alle Noten unter zehn Peseten waren sehr selten[1]. Für die Ärmsten der Bevölkerung bedeutete das eine zusätzliche Verschärfung der Lebensmittelknappheit. So konnte es geschehen, daß eine Frau mit einem Zehnpesetenschein stundenlang in einer Schlange vor einem Lebensmittelgeschäft warten mußte und dann nicht in der Lage war, etwas zu kaufen, weil der Händler kein Wechselgeld hatte und sie es

[1] Die Kaufkraft einer Peseta betrug damals vier Pence.

sich nicht leisten konnte, den ganzen Geldschein auszugeben. Es ist nicht leicht, die Atmosphäre jener Zeit wiederzugeben, die wie ein Alpdruck auf uns lastete; es war eine eigentümliche Unruhe, das Ergebnis immer neuer Gerüchte, verstärkt noch durch die Zensur der Zeitungen und die dauernde Anwesenheit von Soldaten. Diese Atmosphäre läßt sich schwer schildern, weil in England auch heute eine wichtige Voraussetzung einer derartigen Situation fehlt. In England nimmt man politische Intoleranz noch nicht als selbstverständlich hin. Es gibt zwar eine kleinliche Art der politischen Verfolgung, so würde ich mich als Bergarbeiter hüten, den Boß wissen zu lassen, daß ich ein Kommunist bin. Aber der ›gute Parteigänger‹, das Gangster-Grammophon kontinentaler-Politik, ist bei uns immer noch eine Seltenheit. Es scheint auch nicht gerade natürlich zu sein, jeden, der mit der eigenen Meinung nicht übereinstimmt, einfach zu ›liquidieren‹ oder ›auszulöschen‹. In Barcelona schien das nur leider allzu natürlich zu sein. Die ›Stalinisten‹ saßen im Sattel, und darum war es eine Selbstverständlichkeit, daß jeder ›Trotzkist‹ in Gefahr war. Nur, was jeder befürchtete, geschah nicht – der erneute Ausbruch der Straßenkämpfe, die man dann wie beim letztenmal der P.O.U.M. oder den Anarchisten zur Last gelegt hätte. Zeitweilig ertappte ich mich dabei, wie ich auf die ersten Schüsse lauschte. Es war, als brüte ein riesiger, übler Geist über der Stadt. Jeder bemerkte es und sagte etwas darüber. Es ist seltsam, wie alle ihre Beobachtungen fast mit den gleichen Worten beschrieben: »Die Atmosphäre dieser Stadt – sie ist schrecklich. Wie in einer Irrenanstalt.« Ich sollte aber vielleicht nicht *jeder* sagen. Einige englische Besucher, die nur ganz kurz von Hotel zu Hotel durch Spanien huschten, scheinen nicht bemerkt zu haben, daß in der allgemeinen Situation überhaupt etwas nicht in Ordnung war. Ich bemerkte zum Beispiel, daß die Herzogin von Atholl schreibt (*Sunday Express*, 17. Oktober 1937):

*Ich war in Valencia, Madrid und Barcelona ... In allen Städten herrschte vollständige Ordnung ohne die geringste Gewaltanwendung. Alle Hotels, in denen ich wohnte, waren nicht nur »normal« und »anständig«, sondern auch äußerst bequem, trotz des Mangels an Butter und Kaffee.*

Es ist charakteristisch für englische Reisende, daß sie wirklich an nichts glauben, was außerhalb der feinen Hotels existiert. Hoffentlich fand man etwas Butter für die Herzogin von Atholl.

Ich lag im Sanatorium Maurin, einem der von der P.O.U.M. unterhaltenen Sanatorien. Es lag in den Vororten in der Nähe von Tibidabo, dem eigentümlich geformten Berg, der sich gleich hinter Barcelona erhebt und den man traditionsgemäß für den Hügel hält, von dem aus Satan Jesus die Länder der Welt zeigte (daher stammt auch sein Name). Das Haus hatte früher einem reichen Bürger gehört und war während der Revolution beschlagnahmt worden. Die meisten Soldaten, die dort lagen, waren entweder als Invaliden von der Front entlassen worden oder hatten eine Wunde, die sie dauernd dienstunfähig machte, zum Beispiel amputierte Glieder. Dort lagen auch einige Engländer: Williams mit einem beschädigten Bein und Stafford Cottman, ein achtzehnjähriger Junge, der wegen Tuberkuloseverdacht aus den Schützengräben zurückgeschickt worden war, und Arthur Clinton, dessen zerschmetterter linker Arm immer noch in einer jener riesigen Drahtkonstruktionen lag, die die spanischen Lazarette benutzten und die man scherzhaft »Flugzeuge« nannte. Meine Frau wohnte noch im Hotel ›Continental‹, und ich kam normalerweise tagsüber nach Barcelona. Morgens ging ich gewöhnlich zum Allgemeinen Krankenhaus, um meinen Arm mit einer elektrischen Methode behandeln zu lassen. Das war eine komische Sache – durch eine Reihe prickelnder elektrischer Schocks ließ man die einzelnen Muskelstränge auf- und abspringen –, aber es

schien mir gutzutun. Allmählich konnte ich wieder meine Finger bewegen, und der Schmerz ließ etwas nach. Wir hatten uns beide dazu entschlossen, so schnell wie möglich nach England zurückzugehen, das war das Beste, was wir tun konnten. Ich war äußerst schwach, und meine Stimme war anscheinend für immer verschwunden. Die Ärzte sagten mir, daß es selbst im günstigsten Falle mehrere Monate dauern würde, ehe ich wieder kampffähig sei. Früher oder später mußte ich anfangen, wieder etwas Geld zu verdienen, und es schien wenig sinnvoll zu sein, in Spanien zu bleiben und Lebensmittel zu essen, die für andere Leute benötigt wurden. Aber meine Motive waren hauptsächlich selbstsüchtig. Ich hatte den überwältigenden Wunsch, von allem wegzukommen. Weg von der scheußlichen Atmosphäre des politischen Mißtrauens und Hasses, weg von den Straßen, in denen sich bewaffnete Soldaten drängten, weg von den Fliegerangriffen, Schützengräben, Maschinengewehren, kreischenden Straßenbahnen, dem Tee ohne Milch, dem in Öl gekochten Essen und dem Zigarettenmangel, kurzum von allem, was ich irgendwie mit Spanien in Verbindung zu bringen gelernt hatte.

Die Ärzte im Allgemeinen Krankenhaus hatten mir bescheinigt, daß ich nach ärztlichem Urteil frontuntauglich sei. Um aber meine Entlassung zu erhalten, mußte ich eine Ärztekommission in einem der Lazarette in der Nähe der Front aufsuchen und dann nach Sietamo gehen, damit dort meine Papiere im Hauptquartier der P.O.U.M.-Miliz abgestempelt würden. Kopp war gerade frohlockend von der Front zurückgekommen. Er war eben in der Schlacht gewesen und sagte, Huesca würde nun endlich erobert. Die Regierung hatte Truppen von der Madrider Front gebracht und konzentrierte dreißigtausend Mann und eine große Anzahl Flugzeuge an dieser Stelle. Die Italiener, die ich gesehen hatte, als sie von Tarragona zur Front gingen, hatten die Straßen nach Jaca angegriffen, dabei aber schwere Verluste

erlitten und zwei Tanks verloren. Kopp sagte aber, die Stadt müsse fallen. (Leider fiel sie nicht! Der Angriff war ein scheußliches Durcheinander und führte zu nichts, nur zu einer Lügenorgie in den Zeitungen.) Nun mußte Kopp zu einer Besprechung in das Kriegsministerium nach Valencia. Er hatte einen Brief von General Pozas, der jetzt die Armee am Ostabschnitt befehligte. Es war der übliche Brief, in dem Kopp als eine »Person vollsten Vertrauens« beschrieben und für eine besondere Aufgabe in der Pionierabteilung empfohlen wurde (Kopp war im Zivilleben Ingenieur gewesen). Er ging am gleichen Tage nach Valencia, als ich nach Sietamo ging – am 15. Juni.

Es dauerte fünf Tage, ehe ich nach Barcelona zurückkehrte. Auf einem Lastwagen erreichten wir mit einer Gruppe etwa gegen Mitternacht Sietamo, und als wir gerade im Hauptquartier der P.O.U.M. angekommen waren, trommelte man uns zusammen und händigte uns Gewehre und Patronen aus, bevor man überhaupt unsere Namen feststellte. Es hatte den Anschein, als ob der Angriff beginne und man jeden Augenblick Reserven anfordern könne. Ich hatte meinen Lazarettschein in der Tasche, aber ich konnte mich schlecht weigern, mit den anderen zusammen zu gehen. Ich schlief mit einem Patronenkasten als Kissen auf dem Boden und war in einer ziemlich bedrückten Stimmung. Durch die Verwundung hatte ich meinen Mut verloren – ich glaube, das ist eine normale Reaktion –, jedenfalls hatte ich schreckliche Angst, wieder unter Beschuß zu geraten. Aber schließlich gab es wie üblich ein wenig *mañana*, und wir wurden nicht hinausgerufen. Am nächsten Morgen zeigte ich meinen Lazarettschein vor und kümmerte mich um meine Entlassung; damit waren mehrere ermüdende und verworrene Reisen verbunden. Wie gewöhnlich wurde man von Lazarett zu Lazarett hin- und hergeschickt – Sietamo, Barbastro, Monzon, dann wieder zurück nach Sietamo, damit meine Entlassungspapiere gestempelt wurden, dann über Barbastro

und Lerida wieder an die Front hinunter. Die Truppenzusammenziehungen bei Huesca aber hatten alle Transportmittel in Anspruch genommen und alles durcheinandergebracht. Ich erinnere mich, wie ich an recht sonderbaren Stellen schlief, einmal in einem Bett in einem Lazarett, dann wieder in einem Graben, einmal auf einer sehr engen Bank, von der ich mitten in der Nacht herunterfiel, und dann in einer Pension der Stadtverwaltung von Barbastro. Sobald man von der Eisenbahn wegkam, gab es keine Reisemöglichkeiten. Man konnte nur einen der gelegentlich vorbeikommenden Lastwagen anhalten. Zusammen mit einem Haufen verzweifelter Bauern, die Enten und Kaninchen in Bündeln mit sich trugen, mußte man stundenlang, oft drei oder vier Stunden hintereinander, am Straßenrand warten und Lastwagen um Lastwagen zuwinken. Erwischte man schließlich einen Lastwagen, der nicht zum Bersten voller Menschen, Brot oder Munitionskisten war, schlug einen die holpernde Fahrt über die elenden Straßen zu Brei. Niemals hat mich ein Pferd so hoch geworfen, wie uns die Lastwagen umherwarfen. Man konnte diese Reise nur durchhalten, wenn man sich zusammendrängte und aneinander festhielt. Es war niederschmetternd für mich, daß ich immer noch zu schwach war, um ohne Hilfe auf den Lastwagen zu klettern.

Eine Nacht schlief ich im Lazarett von Monzon, wo ich die Ärztekommission aufsuchen mußte. Im Bett neben mir lag ein Sturmgardist, der über dem linken Auge verwundet worden war. Er war sehr freundlich und gab mir Zigaretten. Ich sagte: »In Barcelona hätten wir aufeinander schießen müssen«, und wir lachten darüber. Eigentümlich, wie sich die allgemeine Einstellung zu ändern schien, sobald man in die Nähe der Front kam. Der ganze oder fast der ganze böse Haß zwischen den politischen Parteien verflog. Ich kann mich aus der ganzen Zeit, die ich an der Front verbracht habe, nicht ein einziges Mal erinnern, daß sich ein

Anhänger der P.S.U.C. mir gegenüber feindselig zeigte, weil ich zur P.O.U.M. gehörte. Das gab es eben nur in Barcelona oder an Orten, die noch weiter vom Kriegsschauplatz entfernt waren. In Sietamo lagen viele Sturmgardisten. Man hatte sie aus Barcelona hierhergeschickt, um am Angriff auf Huesca teilzunehmen. Die Sturmgardisten waren eigentlich nicht für den Einsatz an der Front bestimmt, und viele von ihnen hatten vorher noch nicht unter Beschuß gelegen. Unten in Barcelona waren sie die Herren der Straße, aber hier waren sie *quintos* (unerfahrene Rekruten), und ihre Kumpels waren die fünfzehnjährigen Milizkinder, die schon monatelang an der Front gewesen waren.

Im Lazarett von Monzon zog der Arzt wie üblich meine Zunge heraus, steckte seinen Spiegel in meinen Hals, versicherte mir in der gewohnten heiteren Weise wie seine Vorgänger, daß ich meine Stimme nie zurückbekomme, und unterschrieb meine Bescheinigung. Während ich auf diese Untersuchung wartete, wurde in der Chirurgie gerade eine schreckliche Operation ohne Betäubungsmittel durchgeführt – warum ohne Betäubungsmittel, weiß ich auch nicht. Sie dauerte endlos lange, und man hörte einen Schrei nach dem anderen. Als ich hinterher hineinging, lagen Stühle umher, und der Boden war voller Blut- und Urinlachen.

Die Einzelheiten dieser letzten Reise sind mit seltener Klarheit in meinem Gedächtnis haftengeblieben. Ich war in einer anderen Stimmung, ich beobachtete die Dinge besser, als ich es während der letzten Monate getan hatte. Ich hatte meine Entlassungspapiere mit dem Stempel der 29. Division und die Bescheinigung des Arztes, in der man mich ›unbrauchbar erklärt‹ hatte. Ich konnte frei nach England zurückgehen und fühlte mich deshalb eigentlich zum erstenmal in der Lage, mir Spanien anzusehen. Für Barbastro blieb mir ein ganzer Tag, denn von dort fuhr der Zug nur einmal täglich. Vorher hatte ich Barbastro nur während kurzer Augenblicke gesehen, und die Stadt war mir einfach wie ein

Bestandteil des Krieges vorgekommen; ein grauer, schmutziger, kalter Ort, voll lärmender Lastwagen und schäbiger Truppen. Jetzt sah es seltsam verändert aus. Als ich durch die Straßen wanderte, sah ich zum ersten Male mit Bewußtsein die freundlichen, gewundenen Straßen, die alten Steinbrücken, die Weinläden mit dicken, schlammigen Fässern, die so groß waren wie ein Mann, und die faszinierenden halb unter der Erde liegenden Werkstätten, in denen Männer Wagenräder, Dolche, hölzerne Löffel und Wasserflaschen aus Ziegenfell machten. Ich beobachtete einen Mann, wie er eine solche Flasche aus Fell herstellte, und entdeckte mit großem Interesse, was ich vorher nicht gewußt hatte. Die Flasche wird mit dem Fell nach innen hergestellt, und das Fell wird nicht entfernt, so daß man in Wirklichkeit destilliertes Ziegenhaar trinkt. Ich hatte monatelang aus solchen Flaschen getrunken, ohne das zu wissen. Hinter der Stadt strömte ein flacher jadegrüner Fluß vorbei, und aus dem Flußbett stieg ein senkrechter Felsen empor. In den Felsen aber hatte man Häuser hineingebaut, so daß man aus dem Schlafzimmerfenster direkt dreißig Meter tief hinunter ins Wasser spucken konnte. In den Löchern der Felswand lebten unzählige Tauben. In Lerida sah ich dann die alten, zerfallenen Gebäude, auf deren Mauervorsprüngen Tausende von Schwalben ihre Nester gebaut hatten, so daß das verkrustete Muster der Nester aus einiger Entfernung aussah wie Blumenornamente der Rokokozeit. Es war seltsam, wie ich beinahe sechs Monate lang kein Auge für solche Dinge gehabt hatte. Mit den Entlassungspapieren in der Tasche fühlte ich mich wieder wie ein menschliches Wesen und sogar wie ein Tourist. Eigentlich zum erstenmal fühlte ich, daß ich wirklich in Spanien war, in einem Land, das ich mein ganzes Leben lang hatte besuchen wollen. In den ruhigen Seitenstraßen von Lerida und Barbastro schien ich in einem Augenblick das zu erfassen, was sich jeder vom Hörensagen unter Spanien vorstellt. Weiße Berge, Ziegen-

herden, Verliese der Inquisition, maurische Paläste, schwarze Maultierzüge, die sich den Berg hinaufwinden, graue Olivenbäume und Zitronenhaine, Mädchen in schwarzen Mantillas, der Wein von Malaga und Alicante, Kathedralen, Kardinäle, Stierkämpfe, Zigeuner, Serenaden – kurzum Spanien. In ganz Europa war es das Land, das meine Phantasie am meisten beschäftigt hatte. Nachdem ich endlich Spanien erreicht hatte, war es schade, daß ich nur diese nordöstliche Ecke sah, dazu noch mitten in einem ziemlich verworrenen Krieg und größtenteils im Winter.

Es war spät, als ich nach Barcelona zurückkam, und es fuhren keine Taxis mehr. Es hatte keinen Zweck zu versuchen, noch zum Sanatorium Maurin zu kommen, denn es lag ganz am Rande der Stadt. So machte ich mich auf den Weg zum Hotel ›Continental‹ und aß unterwegs zu Abend. Ich erinnere mich noch an das Gespräch mit einem sehr väterlichen Kellner über die Becher aus Eichenholz, die mit Kupfer beschlagen waren und in denen der Wein aufgetragen wurde. Ich sagte, daß ich gerne einen Satz kaufen möchte, um sie mit nach England zurückzunehmen. Der Kellner hatte Verständnis dafür. Ja, sie waren schön, nicht wahr? Aber heutzutage nicht zu kaufen. Niemand fertigte sie mehr an – überhaupt stellte niemand mehr etwas her. Dieser Krieg – was für ein Elend! Wir waren uns einig, daß der Krieg ein Elend war. Wieder fühlte ich mich wie ein Tourist. Der Kellner fragte mich freundlich, ob mir Spanien gefallen habe und ob ich nach Spanien zurückkommen werde. O ja, ich würde nach Spanien zurückkommen. Die friedliche Atmosphäre dieser Unterhaltung ist in meinem Gedächtnis haftengeblieben, vor allem wegen der unmittelbar darauffolgenden Ereignisse.

Als ich in das Hotel kam, saß meine Frau in der Halle. Sie stand auf und kam in einer betont unbekümmerten Weise auf mich zu, was mir auffiel. Dann legte sie einen Arm

um meinen Hals und flüsterte mit einem süßen Lächeln zu den anderen Leuten in der Halle in mein Ohr:

»Mach, daß du 'rauskommst!«

»Was?«

»Mach, daß du *sofort* hier 'rauskommst!«

»Was?«

»Bleib hier nicht stehen! Du mußt schnell hinaus!«

»Was? Warum? Was willst du eigentlich?«

Sie faßte mich am Arm und führte mich schon zur Treppe. Auf halbem Wege trafen wir einen Franzosen. Ich will hier seinen Namen nicht nennen, denn obwohl er keine Verbindung mit der P.O.U.M. hatte, war er doch während der ganzen Unruhen ein guter Freund für uns alle. Er schaute mich mit besorgtem Gesicht an.

»Hör zu! Du mußt hier nicht hereinkommen. Mach schnell, daß du hinauskommst, und verberge dich, ehe sie die Polizei anrufen!«

Und sieh da! Am Fuße der Treppe schlüpfte einer der Hotelangestellten, ein P.O.U.M.-Mitglied (wovon vermutlich die Direktion nichts wußte), schnell aus dem Lift und sagte mir in seinem gebrochenen Englisch, ich solle machen, daß ich wegkomme. Selbst jetzt begriff ich noch nicht, was geschehen war.

»Zum Teufel, was bedeutet das alles?« sagte ich, sobald wir auf dem Bürgersteig waren.

»Hast du denn nichts *gehört?*«

»Nein. Was gehört? Ich habe nichts gehört.«

»Die P.O.U.M. ist unterdrückt worden. Sie haben alle Gebäude beschlagnahmt. Praktisch jeder ist im Gefängnis. Und sie sollen schon Leute erschießen.«

Das war es also. Wir mußten einen Ort finden, wo wir uns unterhalten konnten. Alle großen Cafés an der Rambla steckten voller Polizisten, aber wir fanden ein ruhiges Café in einer Nebenstraße. Meine Frau erklärte mir, was sich ereignet hatte, als ich weg war.

Am 15. Juni hatte die Polizei plötzlich Andrés Nin in seinem Büro verhaftet, am gleichen Abend noch hatten sie das Hotel ›Falcon‹ besetzt und alle Männer verhaftet, die dort waren, hauptsächlich Milizsoldaten auf Urlaub. Das Gebäude wurde sofort in ein Gefängnis verwandelt, und in kurzer Zeit war es randvoll mit Gefangenen aller Art. Am nächsten Tage wurde die P.O.U.M. zur illegalen Organisation erklärt und ihre sämtlichen Büros, Buchläden, Sanatorien, Rote-Hilfe-Zentren und so weiter beschlagnahmt. Außerdem verhaftete die Polizei jeden, dessen sie habhaft werden konnte und von dem man wußte, daß er irgendeine Verbindung mit der P.O.U.M. hatte. Innerhalb von ein oder zwei Tagen befanden sich alle vierzig Mitglieder des Zentralkomitees im Gefängnis. Ein oder zwei entkamen möglicherweise und hielten sich versteckt, aber die Polizei bediente sich des Tricks, der in diesem Krieg auf beiden Seiten häufig gebraucht wurde.

Wenn ein Mann verschwand, hielt man seine Frau als Geisel fest.

Es ließ sich nicht genau überprüfen, wie viele Leute verhaftet worden waren. Meine Frau hatte gehört, allein in Barcelona seien es vierhundert. Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß es damals viel mehr gewesen sein müssen. Man hatte ziemlich sinnlos Leute verhaftet. In einigen Fällen hatte sich die Polizei sogar dazu hinreißen lassen, verwundete Milizsoldaten aus den Lazaretten herauszuzerren.

Das Ganze war zutiefst erschreckend. Was zum Teufel sollte es bedeuten? Ich konnte verstehen, daß sie die P.O.U.M. unterdrückten, aber warum verhafteten sie die Leute? Soviel man entdecken konnte, wegen nichts. Wahrscheinlich hatte die Unterdrückung der P.O.U.M. einen rückwirkenden Effekt. Jetzt war die P.O.U.M. illegal, und deshalb hatte man das Gesetz gebrochen, wenn man ihr vorher angehört hatte. Wie üblich, hatte man gegen keinen der

Verhafteten Anklage erhoben. Die kommunistischen Zeitungen von Valencia jedoch waren nun voll mit Geschichten über eine riesige »faschistische Verschwörung«, Funkverbindungen mit dem Feind, mit unsichtbarer Tinte unterschriebene Dokumente. Ich habe diese Geschichte schon vorher beschrieben. Es war bemerkenswert, daß diese Anschuldigungen nur in den Zeitungen von Valencia erschienen. Ich glaube, es stimmt, wenn ich sage, daß sowohl in den kommunistischen wie auch in den anarchistischen oder republikanischen Zeitungen von Barcelona nicht ein einziges Wort über die Unterdrückung der P.O.U.M. oder die Verhaftungen stand. Die genauen Einzelheiten der Anschuldigungen gegen die Anführer der P.O.U.M. erfuhren wir überhaupt nicht aus den spanischen Zeitungen, sondern aus den englischen Zeitungen, die ein oder zwei Tage später nach Barcelona kamen. Damals konnten wir noch nicht wissen, daß die Regierung für die Beschuldigungen wegen Verrats und Spionage nicht verantwortlich war und die Mitglieder der Regierung sie später zurückweisen würden. Wir wußten nur ungenau, daß den Anführern der P.O.U.M. und wahrscheinlich uns allen vorgeworfen wurde, wir ständen in faschistischer Bezahlung. Schon machten Gerüchte die Runde, im Gefängnis würden Leute insgeheim erschossen. Natürlich wurde gewaltig übertrieben, aber sicherlich geschah es in einigen Fällen, und es gibt wenig Zweifel, daß es im Fall von Nin geschah. Nin wurde verhaftet, dann nach Valencia gebracht und von dort nach Madrid. Schon am 21. Juni erreichte ein Gerücht Barcelona, wonach er erschossen worden war. Später nahm das Gerücht festere Formen an. Nin war im Gefängnis von der Geheimpolizei erschossen worden, und man hatte seine Leiche auf die Straße geworfen. Diese Geschichte kam von verschiedenen Quellen, auch von Federica Montsenys, einem ehemaligen Regierungsmitglied. Von damals bis heute hat man nicht mehr gehört, daß Nin noch am Leben ist. Als die Regierung später von Delegationen verschiedener Länder

befragt wurde, zögerte sie mit der Antwort, und man sagte nur, daß Nin verschwunden sei, man aber nichts über seinen Aufenthaltsort wisse. Einige Zeitungen berichteten, er sei in faschistisches Gebiet entkommen. Dafür gab es aber keinen Beweis, und Irujo, der Justizminister, erklärte später, die Nachrichtenagentur ›*Espagne*‹ habe sein offizielles *communiqué*[1] verfälscht. Jedenfalls ist sehr unwahrscheinlich, daß man einem politischen Gefangenen von der Bedeutung Nins erlaubt hätte zu entfliehen. Wenn er in Zukunft nicht wieder lebend zum Vorschein kommt, müssen wir annehmen, daß er im Gefängnis ermordet wurde.

Die Verhaftungen wurden monatelang fortgesetzt, bis die Zahl der politischen Gefangenen ohne die Faschisten auf einige tausend angeschwollen war. Es war besonders bemerkenswert, wie unabhängig die unteren Ränge der Polizei dabei handelten. Viele Verhaftungen waren zugegebenermaßen illegal, und verschiedene Leute, deren Entlassung der Polizeichef angeordnet hatte, wurden am Tor des Gefängnisses wieder verhaftet und in eins der ›Geheimgefängnisse‹ gebracht. Das Beispiel von Kurt Landau und seiner Frau ist typisch dafür. Sie wurden am 17. Juni verhaftet, und Landau ›verschwand‹ sofort. Fünf Monate später war seine Frau immer noch ohne Gerichtsprozeß und ohne Nachrichten von ihrem Mann im Gefängnis. Sie unternahm einen Hungerstreik, worauf der Justizminister ihr mitteilte, ihr Mann sei tot. Kurz darauf wurde sie entlassen, um fast sofort wieder verhaftet und in ein Gefängnis geworfen zu werden. Es ist außerdem bemerkenswert, daß die Polizei zumindest am Anfang gar keine Rücksicht darauf zu nehmen schien, welche Folgen diese Verhaftungen auf den Kriegsverlauf haben könnten. Sie machten sich nichts daraus, selbst Offiziere auf wichtigen Posten ohne vorherige

[1] Vgl. die Berichte der Maxton-Delegation, auf die ich schon im elften Kapitel hingewiesen habe.

Erlaubnis zu verhaften. Etwa gegen Ende Juni wurde José Rovira, der Kommandierende General der 29. Division, in der Nähe der Front von einer Gruppe Polizisten verhaftet, die man aus Barcelona geschickt hatte. Seine Leute schickten eine Protestdelegation zum Kriegsministerium. Hier entdeckte man, daß weder der Kriegsminister noch Ortega, der Polizeichef, jemals von Roviras Arrest informiert worden waren. Eine Einzelheit der ganzen Geschichte aber regte mich am meisten auf, obwohl sie vielleicht nicht so wichtig ist. Damit meine ich, daß die Nachricht von den Ereignissen den Truppen an der Front vorenthalten wurde. Wie man gesehen hat, hörte weder ich noch sonst jemand an der Front irgend etwas über die Unterdrückung der P.O.U.M. Alle Hauptquartiere der P.O.U.M.-Miliz, die Zentren der Roten Hilfe funktionierten wie üblich, und selbst noch am 20. Juni wußte niemand, selbst so weit hinter der Front wie in Lerida, nur hundertsechzig Kilometer von Barcelona entfernt, was geschehen war. In den Zeitungen von Barcelona wurde nicht ein Wort über die ganze Geschichte erwähnt. (Die Zeitungen aus Valencia, in denen die Spionagegeschichten standen, kamen nicht an die aragonische Front.) Ohne Zweifel war ein Grund für die Verhaftung der Urlauber der P.O.U.M.-Miliz in Barcelona, zu verhindern, daß sie mit der Nachricht an die Front zurückkehrten. Die Abteilung, mit der ich am 15. Juni zur Front fuhr, muß ungefähr die letzte gewesen sein. Ich wundere mich immer noch darüber, wie geheim die ganze Angelegenheit gehalten wurde, denn die Nachschublastwagen, und was dazu gehört, gingen immer noch hin und her. Aber es gibt keinen Zweifel, daß man es tatsächlich geheimhielt, und wie ich später von vielen anderen erfuhr, erfuhren die Soldaten an der Front selbst mehrere Tage später nichts davon. Das Motiv hierfür ist ganz klar. Der Angriff auf Huesca begann gerade, und die P.O.U.M.-Miliz war noch eine selbständige Einheit. So befürchtete man vermutlich, daß die Männer sich

weigern würden zu kämpfen, wenn sie wüßten, was geschehen war. Tatsächlich geschah nichts dergleichen, als die Nachricht schließlich doch an die Front gelangte. In der Zwischenzeit müssen viele Soldaten getötet worden sein, ohne zu wissen, daß die Zeitungen in der Etappe sie Faschisten nannten. So etwas ist unverzeihlich. Ich weiß, daß es üblich ist, schlechte Nachrichten von der Truppe fernzuhalten, und das ist in der Regel wohl auch richtig. Aber es ist etwas ganz anderes, Soldaten in die Schlacht zu schicken und ihnen nicht einmal zu sagen, daß ihre Partei hinter ihrem Rücken unterdrückt wird, ihre Anführer des Verrates beschuldigt und ihre Freunde und Verwandte ins Gefängnis geworfen werden.

Meine Frau erzählte mir, was mit unseren verschiedenen Freunden geschehen war. Einige der Engländer und der anderen Ausländer waren über die Grenze entkommen. Williams und Stafford Cottman waren nicht verhaftet worden, als man das Sanatorium Maurin besetzte, und versteckten sich in der Stadt. Dort hielt sich auch John McNair auf, der in Frankreich gewesen war und nach Spanien zurückkam, als man die P.O.U.M. für ungesetzlich erklärt hatte. Das war natürlich übereilt gewesen, aber er wollte nicht in Sicherheit sein, während seine Kameraden in Gefahr waren. Der Rest war einfach eine Aufzählung: »Sie haben den und den erwischt«, und »sie haben den und jenen bekommen«. Es schien, als hätten sie nahezu jeden erwischt. Es gab mir allerdings einen ziemlichen Schock, als ich hörte, daß sie auch George Kopp erwischt hatten.

»Was! Kopp? Ich dachte, er sei in Valencia.«

Anscheinend war Kopp nach Barcelona zurückgekommen. Er hatte einen Brief des Kriegsministeriums für den Oberst der gesamten Pionierunternehmungen an der Ostfront. Er wußte, daß man die P.O.U.M. unterdrückt hatte. Aber wahrscheinlich dachte er nicht, daß die Polizei so dumm sein könne, ihn zu verhaften, wenn er sich in einer dringenden

militärischen Mission auf dem Wege zur Front befand. Er war zum Hotel ›Continental‹ gekommen, um seine Seesäcke zu holen. Meine Frau war gerade ausgegangen, und die Hotelleute hatten es fertiggebracht, ihn mit einer Lügengeschichte aufzuhalten, während sie die Polizei anriefen. Ich muß zugeben, daß ich außer mir war, als ich von der Gefangennahme Kopps hörte. Er war mein persönlicher Freund, ich hatte monatelang unter ihm gedient, ich hatte zusammen mit ihm unter Beschuß gelegen, und ich kannte sein persönliches Geschick. Er war ein Mann, der alles geopfert hatte – Familie, Nationalität und Lebensunterhalt –, und das nur, um nach Spanien zu kommen und gegen den Faschismus zu kämpfen. Sollte er jemals in sein eigenes Land zurückkehren, würde er viele Jahre Gefängnis erhalten, denn er hatte Belgien verlassen und war einer fremden Armee beigetreten, obwohl er noch belgischer Armeereservist war. Außerdem hatte er geholfen, illegal Munition für die spanische Regierung herzustellen. Seit Oktober 1936 hatte er an der Front gelegen und sich vom Milizsoldaten zum Major hinaufgedient. Ich weiß nicht, wie oft er an einer Schlacht teilgenommen hatte, einmal war er auch verwundet worden. Ich hatte selbst gesehen, wie er während der Maiunruhen örtliche Kämpfe verhütet und vermutlich zehn oder zwanzig Menschenleben gerettet hatte. Zum Dank für alles fand man nichts Besseres, als ihn ins Gefängnis zu werfen. Natürlich war es verlorene Zeit, wütend zu sein, aber die dumme Bosheit dieser Geschichte stellte wirklich meine Geduld auf die Probe.

Meine Frau hatten sie allerdings nicht ›verhaftet‹. Obwohl sie im ›Continental‹ geblieben war, hatte die Polizei nichts unternommen, um sie festzusetzen. Offensichtlich wurde sie als Lockvogel benutzt. Ein paar Nächte vorher jedoch waren sechs Polizisten in Zivil frühmorgens in ihr Hotelzimmer gekommen und hatten es durchsucht. Sie hatten jedes Stückchen Papier, das wir besaßen, beschlagnahmt,

zum Glück nur nicht unsere Pässe und unser Scheckbuch. Sie hatten meine Tagebücher, alle Bücher und sämtliche Zeitungsausschnitte, die ich monatelang aufbewahrt hatte, mitgenommen. (Ich habe mich oft gefragt, was sie mit den vielen Zeitungsausschnitten angefangen haben.) Sie hatten auch meine Kriegssouvenirs und meine Briefe mitgenommen. (Zufällig war darunter auch eine Reihe von Briefen, die ich von meinen Lesern erhalten hatte. Einige hatte ich noch nicht beantwortet, und ich habe natürlich die Adressen nicht mehr. Sollte mir jemand über mein letztes Buch geschrieben und keine Antwort erhalten haben und zufällig diese Zeilen lesen, möge er bitte auf diese Weise meine Entschuldigung entgegennehmen.) Hinterher erfuhr ich auch, daß die Polizei einige Habseligkeiten beschlagnahmte, die ich im Sanatorium Maurin gelassen hatte. Sie schleppten sogar ein Bündel meiner schmutzigen Wäsche weg. Vielleicht dachten sie, darauf stünden geheime Botschaften in unsichtbarer Tinte.

Offensichtlich war es für meine Frau im Augenblick sicherer, im Hotel zu bleiben. Falls sie versuchte zu verschwinden, würde man ihr sofort nachspüren. Ich selbst aber mußte direkt untertauchen. Der Gedanke daran empörte mich. Trotz der unzähligen Verhaftungen konnte ich eigentlich nicht glauben, daß ich in Gefahr war. Die ganze Angelegenheit schien so sinnlos zu sein. Ebenso weigerte ich mich, diesen idiotischen Zufall ernst zu nehmen, der Kopp ins Gefängnis gebracht hatte. Ich überlegte dauernd, warum sollte mich denn jemand verhaften? Was hatte ich getan! Ich war nicht einmal Parteimitglied der P.O.U.M. Natürlich hatte ich während der Maikämpfe Waffen geführt, aber das hatten schätzungsweise vierzig- oder fünfzigtausend Leute getan. Außerdem brauchte ich dringend eine Nacht anständigen Schlafes. Ich wollte es riskieren und zum Hotel zurückgehen, aber meine Frau wollte nichts davon hören. Geduldig erklärte sie mir die ganzen Umstände. Es kam nicht darauf an, was ich getan oder nicht getan hatte. Es handelte sich

nicht um eine Jagd auf Kriminelle, es war nur die Herrschaft des Terrors. Ich hatte mich nicht eines bestimmten Vergehens schuldig gemacht, sondern meine Schuld bestand darin, ein ›Trotzkist‹ zu sein. Die Tatsache, daß ich in der Miliz der P.O.U.M. gedient hatte, war genug, um mich ins Gefängnis zu bringen. Es hatte keinen Zweck, sich an die englische Auffassung zu klammern, wonach man sicher ist, solange man die Gesetze eingehalten hat. Praktisch gab es nur das Gesetz, das sich die Polizei ausgedacht hatte. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu verbergen und geheimzuhalten, daß ich irgend etwas mit der P.O.U.M. zu tun hatte. Wir gingen die Papiere durch, die ich in der Tasche hatte. Meine Frau ließ mich den Milizausweis, auf dem in großen Buchstaben P.O.U.M. stand, zerreißen, außerdem auch ein Foto einer Gruppe Milizsoldaten, auf dem im Hintergrund eine P.O.U.M.-Flagge zu sehen war. Wegen so etwas wurde man jetzt verhaftet. Meine Entlassungspapiere allerdings mußte ich behalten. Aber selbst sie waren gefährlich, denn sie trugen das Siegel der 29. Division, und die Polizei wußte sicher, daß die 29. Division zur P.O.U.M. gehörte. Aber ohne diese Papiere konnte ich wegen Fahnenflucht verhaftet werden.

Wir mußten uns nun überlegen, wie wir aus Spanien herauskamen. Es hatte keinen Zweck mehr, hierzubleiben, wo man mit Sicherheit früher oder später verhaftet würde. Tatsächlich wären wir beide noch gerne hiergeblieben, um zu sehen, was geschah. Aber ich konnte mir vorstellen, wie lausig die spanischen Gefängnisse sein würden (sie waren tatsächlich noch schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte). Wenn man aber erst einmal im Gefängnis saß, wußte man nicht, wann man wieder herauskam. Außerdem befand ich mich in einem scheußlichen Gesundheitszustand, von den Schmerzen in meinem Arm ganz zu schweigen. Wir verabredeten, uns am nächsten Tag im britischen Konsulat zu treffen, wohin auch Cottman und McNair kommen wollten.

Es würde wahrscheinlich einige Tage dauern, ehe unsere Pässe in Ordnung waren. Bevor man Spanien verließ, mußten die Pässe an drei verschiedenen Stellen abgestempelt werden – vom Polizeichef, vom französischen Konsul und von den katalonischen Einwanderungsbehörden. Natürlich war der Polizeichef eine Gefahr. Aber vielleicht konnte der britische Konsul die Sache so darstellen, daß man von meiner Verbindung mit der P.O.U.M. nichts erfuhr. Natürlich mußte es eine Liste verdächtiger ausländischer ›Trotzkisten‹ geben, und sehr wahrscheinlich enthielt sie auch unsere Namen. Mit etwas Glück konnten wir aber vor dieser Liste an die Grenze kommen. Sicherlich herrschten ein ziemlich großes Durcheinander und *mañana*. Zum Glück waren wir in Spanien und nicht in Deutschland. Die spanische Geheimpolizei hatte zwar etwas vom Geist der Gestapo, aber nicht viel von ihrer Geschicklichkeit.

So trennten wir uns. Meine Frau ging zum Hotel zurück, und ich wanderte in die Dunkelheit, um ein Plätzchen zum Schlafen zu finden. Ich erinnere mich, wie gelangweilt und mürrisch ich mich fühlte. Ich hatte mich so auf eine Nacht in einem Bett gefreut! Nirgends gab es etwas, wohin ich gehen konnte, kein Haus, wo ich unterschlüpfen konnte. Die P.O.U.M. hatte praktisch keine Untergrundorganisation. Ohne Zweifel hatten die Anführer erkannt, daß die Partei wahrscheinlich unterdrückt werden würde, aber sie hatten niemals mit einer derartig umfangreichen Hexenjagd gerechnet. Das hatten sie tatsächlich so wenig erwartet, daß sie die Umbauten an dem P.O.U.M.-Gebäude bis zu dem Tag fortsetzten, an dem die P.O.U.M. unterdrückt wurde (unter anderem errichteten sie ein Kino in ihrem Amtsgebäude, das vorher eine Bank gewesen war). So gab es keine Treffpunkte und Verstecke, die jede revolutionäre Partei selbstverständlich haben sollte. Gott weiß, wie viele Leute – Leute, deren Haus von der Polizei besetzt worden war – diese Nacht in den Straßen schliefen. Ich hatte fünf Tage einer

ermüdenden Reise hinter mir, ich hatte an den unmöglichsten Orten geschlafen, mein Arm schmerzte sehr stark, und jetzt jagten mich diese Dummköpfe hin und her, und ich mußte wieder auf der Erde schlafen. So weit ungefähr reichten meine Gedanken. Ich stellte keine korrekten politischen Überlegungen an. So etwas tue ich nie, während etwas geschieht. Wenn ich in einen Krieg oder in politische Auseinandersetzungen verwickelt bin, geht es mir anscheinend immer so. Ich weiß von nichts, außer den physischen Unannehmlichkeiten und dem tiefen Wunsch, daß dieser verdammte Unsinn bald vorbeigehen möge. Hinterher sehe ich die Bedeutung der Ereignisse, aber während sie geschehen, habe ich nur den Wunsch, daraus wegzukommen – vielleicht ist das ein gemeiner Charakterzug.

Ich legte einen langen Weg zurück und kam schließlich in die Nähe des Allgemeinen Krankenhauses. Ich suchte nach einem Ort, wo ich mich hinlegen konnte, ohne daß mich ein neugieriger Polizist fand und nach meinen Papieren fragte. Ich versuchte es in einem Luftschutzbunker, aber er war gerade frisch ausgehoben worden und tropfte vor Feuchtigkeit. Dann fand ich die Ruine einer Kirche, die während der Revolution geplündert und in Brand gesteckt worden war. Sie war nur noch ein Skelett, vier Wände ohne Dach, die einen Haufen Schutt umgaben. Ich stöberte in der grauen Finsternis herum und fand eine Art Mulde, in die ich mich hinlegen konnte. Brocken von zerbrochenem Mauerwerk sind nicht gerade gut, um sich daraufzulegen, aber glücklicherweise war es eine warme Nacht, und es gelang mir, einige Stunden zu schlafen.

## *Vierzehntes Kapitel*

Wenn man in einer Stadt wie Barcelona von der Polizei gesucht wird, ist das schlimmste, daß überall so spät geöffnet wird. Wenn man im Freien schläft, wacht man immer mit dem Morgengrauen auf. In Barcelona öffnete aber keines der Cafés vor neun Uhr, so mußte ich also Stunden warten, ehe ich mich rasieren lassen konnte oder eine Tasse Kaffee bekam. Es war recht eigenartig, im Friseurladen noch die anarchistische Bekanntmachung an der Wand zu finden, auf der erklärt wurde, daß Trinkgelder verboten seien. Auf der Ankündigung stand: »Die Revolution hat unsere Ketten zerschlagen.« Ich hätte den Friseuren am liebsten gesagt, daß sie bald wieder Ketten haben würden, für den Fall, daß sie nicht gut aufpaßten.

Ich wanderte zum Zentrum der Stadt zurück. Die roten Flaggen über dem P.O.U.M.-Gebäude waren heruntergerissen worden, an ihrer Stelle wehten republikanische Fahnen. Ganze Gruppen bewaffneter Zivilgardisten drückten sich in den Torwegen herum. Die Polizei hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, die meisten Fensterscheiben des Zentrums der Roten Hilfe an der Plaza de Cataluña zu zerschlagen. Man hatte den Buchladen der P.O.U.M. leergeräumt; und das Anschlagbrett weiter unten an der Rambla war mit P.O.U.M.-feindlichen Karikaturen beklebt worden – der Karikatur mit der Maske und dem faschistischen Gesicht darunter. Am Ende der Rambla, in der Nähe der Kais, sah ich etwas Seltsames. Dort saß eine Reihe Milizsoldaten, noch zerlumpt und schmutzig von der Front, erschöpft auf den Stühlen der Schuhputzer. Ich wußte, wer sie waren – ja, ich erkannte sogar einen von ihnen. Sie waren Milizsoldaten der P.O.U.M., die am Tage vorher von der Front gekommen

waren, um nun zu sehen, daß die P.O.U.M. unterdrückt wurde. Sie hatten die Nacht auf der Straße verbringen müssen, da man ihre Häuser besetzt hatte. Jeder Milizsoldat der P.O.U.M., der in diesem Augenblick nach Barcelona kam, hatte die Wahl, sich entweder sofort zu verstecken oder ins Gefängnis zu gehen. Das ist nach drei oder vier Monaten an der Front nicht gerade ein sehr angenehmer Empfang.

Wir waren in einer seltsamen Lage. Nachts wurde man wie ein Flüchtling gejagt, aber tagsüber konnte man fast ein normales Leben führen. Jedes Haus, von dem man wußte, daß in ihm Anhänger der P.O.U.M. wohnten, wurde sicher oder doch mit ziemlicher Sicherheit bewacht. Es war unmöglich, in ein Hotel oder in eine Pension zu gehen, denn es bestand eine Anordnung, wonach der Hotelbesitzer die Ankunft jedes Fremden sofort der Polizei mitteilen mußte. Das hieß praktisch, daß man die Nacht auf der Straße verbringen mußte. Tagsüber jedoch war man in einer Stadt von der Größe Barcelonas ziemlich sicher. Die Straßen waren voller Zivilgardisten, Sturmgardisten, Carabineros und normaler Polizei, daneben Gott weiß welche Spione in Zivil. Aber trotzdem konnten sie nicht jeden anhalten, der an ihnen vorbeiging, und wenn man normal aussah, konnte man ihrer Aufmerksamkeit entgehen. Man mußte vor allen Dingen vermeiden, sich in der Nähe der P.O.U.M.-Gebäude aufzuhalten, und durfte nicht in jene Cafés und Restaurants gehen, wo einen die Kellner von Angesicht kannten. An diesem und dem nächsten Tag verbrachte ich ziemlich viel Zeit mit einem Bad in einer der öffentlichen Badeanstalten. Das erschien mir damals als eine gute Möglichkeit, mich verborgen zu halten. Leider hatten viele andere die gleiche Idee, und ein paar Tage nachdem ich Barcelona verlassen hatte, besetzte die Polizei eine der öffentlichen Badeanstalten und verhaftete eine Anzahl völlig nackter ›Trotzkisten‹.

In der Mitte der Rambla begegnete ich einem Verwunde-

ten aus dem Sanatorium Maurin. Wir wechselten einen jener unsichtbaren Blicke, mit denen sich die Leute damals grüßten, und wir trafen uns unauffällig in einem der Cafés etwas weiter oben an der Straße. Er war der Verhaftung entgangen, als das Maurin besetzt wurde, war aber wie viele andere auf die Straße getrieben worden. Er war nur in Hemdsärmeln, denn er mußte ohne Jacke fliehen und hatte kein Geld. Er schilderte mir, wie einer der Zivilgardisten das große farbige Porträt Maurins von der Wand herabgerissen und in Stücke getreten habe. Maurin, einer der Gründer der P.O.U.M., war Gefangener in den Händen der Faschisten, und man vermutete damals schon, daß er von ihnen erschossen worden sei.

Um zehn Uhr traf ich meine Frau auf dem britischen Konsulat. McNair und Cottman kamen kurze Zeit später auch dorthin. Als erstes erzählten sie mir, Bob Smillie sei tot. Er war in Valencia im Gefängnis gestorben, aber niemand wußte mit Sicherheit, wie. Man hatte ihn sofort beerdigt, und man hatte David Murray, dem örtlichen Vertreter der I.L.P., die Erlaubnis verweigert, seine Leiche zu sehen.

Natürlich vermutete ich sofort, Smillie sei erschossen worden. Das glaubte damals jeder, aber inzwischen bin ich zu der Überzeugung gelangt, ich könne unrecht gehabt haben. Später wurde eine Blinddarmentzündung als Todesursache angegeben, und wir hörten hinterher von einem anderen, entlassenen Gefangenen, Smillie sei tatsächlich im Gefängnis krank gewesen. So war vielleicht die Geschichte von der Blinddarmentzündung richtig. Vielleicht verweigerte man Murray aus Bosheit, die Leiche zu sehen. Ich muß jedoch etwas hinzufügen. Bob Smillie war nur zweiundzwanzig Jahre alt und körperlich einer der zähesten Leute, die ich je getroffen habe. Er war, glaube ich, der einzige Engländer oder Spanier unter meinen Bekannten, der drei Monate in den Schützengräben gelegen hatte und nicht ein einziges Mal krank gewesen war. So zähe Leute sterben nor-

malerweise nicht an Blinddarmentzündung, wenn man sich um sie kümmert. Wenn man aber erfuhr, wie die spanischen Gefängnisse aussahen – die behelfsmäßigen Gefängnisse für politische Gefangene –, wußte man, wie wenig Aussichten ein Kranker hatte, dort anständig behandelt zu werden. Man kann die Gefängnisse nur als Verliese bezeichnen. In England müßte man bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückgehen, um etwas Vergleichbares zu finden. Die Menschen wurden in kleinen Räumen zusammengepfercht, wo es für sie kaum genug Platz gab, um sich hinzulegen. Oft wurden sie auch in Kellern und anderen dunklen Orten festgehalten. Das war nicht nur eine vorübergehende Maßnahme, denn es gab Fälle, in denen Menschen vier oder fünf Monate gefangengehalten wurden, ohne das Tageslicht gesehen zu haben. Man ernährte sie mit einer schmutzigen, unzureichenden Kost, die aus zwei Tellern Suppe und zwei Stücken Brot pro Tag bestand. (Einige Monate später scheint sich jedoch die Ernährung ein wenig gebessert zu haben.) Ich übertreibe wirklich nicht, man frage nur einen politisch Verdächtigen, der in Spanien im Gefängnis gewesen ist. Ich habe aus einer Reihe verschiedener Quellen Berichte über die spanischen Gefängnisse, und sie stimmen so sehr miteinander überein, daß es schwerfällt, ihnen nicht zu glauben. Außerdem habe ich selbst einige Male in ein spanisches Gefängnis hineingeschaut. Einer meiner anderen englischen Freunde, der später verhaftet wurde, schreibt, seine Erfahrungen im Gefängnis »machten Smillies Fall leichter verständlich«. Smillies Tod kann man nicht so leicht vergeben. Er war ein tapferer und fähiger Bursche, der seine Laufbahn an der Universität von Glasgow aufgegeben hatte, um gegen den Faschismus zu kämpfen. Wie ich selbst gesehen hatte, tat er an der Front seine Pflicht mit untadeligem Mut und mit Bereitwilligkeit. Das einzige aber, was sie sich ausdenken konnten, bestand darin, ihn in ein Gefängnis zu werfen und wie ein verlassenes Tier sterben zu lassen. Ich weiß, daß es keinen Zweck

hat, mitten in einem großen, blutigen Krieg viel Aufhebens über einen einzelnen Tod zu machen. Eine Fliegerbombe, die in einer Straße voller Menschen explodiert, verursacht mehr Leiden als eine ganze Serie politischer Verfolgungen. Aber ich war wütend über die völlige Sinnlosigkeit dieses Todes. In der Schlacht getötet zu werden – ja, das erwartet man. Aber nicht einmal wegen irgendeiner eingebildeten Anschuldigung, sondern einfach aus dummer blinder Bosheit ins Gefängnis geworfen zu werden und dann in der Einsamkeit zu sterben, das ist etwas ganz anderes. Ich kann mir nicht vorstellen, wie so etwas den Sieg näher brachte; es ist auch nicht so, daß Smillies Fall eine Ausnahme gebildet hätte.

Am gleichen Nachmittag besuchten meine Frau und ich Kopp. Man durfte Gefangene besuchen, die nicht *incomunicado* gehalten wurden, obwohl es nicht gefahrlos war, mehr als ein- oder zweimal hinzugehen. Die Polizei beobachtete alle Leute, die kamen und gingen, und wenn man die Gefängnisse zu oft besuchte, wurde man selbst als ›Trotzkisten‹-Freund abgestempelt und kam wahrscheinlich am Ende selbst ins Gefängnis. Das war schon einer Reihe von Leuten passiert. Kopp wurde nicht *incomunicado* gehalten, und wir erhielten ohne Schwierigkeiten die Erlaubnis, ihn zu sehen. Als sie uns durch die Stahltore ins Gefängnis hineinließen, wurde ein spanischer Milizsoldat, den ich von der Front kannte, zwischen zwei Zivilgardisten hinausgeführt. Sein Auge traf meins, wieder dieses gespenstische Zwinkern. Der erste, den wir drinnen sahen, war ein amerikanischer Milizsoldat, der einige Tage vorher nach Hause abgereist war. Seine Papiere waren vollständig in Ordnung, aber trotzdem hatte man ihn an der Front verhaftet, wahrscheinlich weil er noch immer die Kordkniehosen trug und man ihn deshalb als Milizsoldaten identifizieren konnte. Wir gingen aneinander vorbei, als seien wir uns völlig fremd. Das war furchtbar. Ich kannte ihn seit Monaten, ich

hatte einen Unterstand mit ihm geteilt, er hatte geholfen, mich nach meiner Verwundung aus der Front zu tragen, und doch war es das einzige, was man tun konnte. Die blauuniformierten Wächter schnüffelten überall herum. Es wäre fatal gewesen, zu viele Leute zu begrüßen.

Das sogenannte Gefängnis war in Wirklichkeit das Erdgeschoß eines Geschäftes. Man hatte an die hundert Leute in zwei Räume hineingepfercht, von denen jeder etwa sechs mal sechs Meter groß war. Das Gefängnis sah aus wie das Newgate-Gefängnis auf einem Kalenderbild aus dem achtzehnten Jahrhundert, vor allem der abstoßende Schmutz, die zusammengedrängten menschlichen Körper, die Räume ohne Möbel, nur mit blankem Steinboden, einer Bank, einigen zerlumpten Decken und in fahles Licht getaucht, da man die verrosteten Stahljalousien vor den Fenstern herabgelassen hatte. Auf den nackten Wänden standen revolutionäre Parolen: »Visca P.O.U.M.!«, »Viva la Revolución!« und so weiter. In den letzten Monaten hatte man dieses Gebäude als Abladeplatz für politische Gefangene benutzt. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm von Stimmen, denn es war Besuchsstunde, und das Gebäude war so voller Menschen, daß man sich nur schwer fortbewegen konnte. Fast alle gehörten der ärmsten Arbeiterschicht der Bevölkerung an. Man sah, wie Frauen erbärmliche Lebensmittelpakete öffneten, die sie für ihre gefangenen Männer mitgebracht hatten. Unter den Gefangenen waren auch einige Verwundete aus dem Sanatorium Maurin. Zwei von ihnen hatten amputierte Beine, einen hatte man ohne Krücken in das Gefängnis gebracht, und er hüpfte auf einem Fuß herum. Ich sah auch einen Jungen, der nicht älter als zwölf war; anscheinend verhafteten sie auch Kinder. Im Gebäude herrschte ein bestialischer Gestank, den man immer dort bemerkt, wo eine große Menschenmenge ohne anständige hygienische Verhältnisse zusammengepfercht wird.

Kopp bahnte sich einen Weg durch die Menge, um uns zu

begrüßen. Sein plumpes, frisches Gesicht sah nicht anders als sonst aus, und er hatte seine Uniform selbst in diesem schmutzigen Gebäude saubergehalten und es sogar bewerkstelligt, sich zu rasieren. Außer ihm war noch ein zweiter Offizier in der Uniform der Volksarmee unter den Gefangenen. Als sie sich in der Menge aneinander vorbeidrückten, grüßten er und Kopp sich. Die Geste war irgendwie pathetisch. Kopp schien in glänzender Verfassung zu sein. »Nun, ich vermute, wir werden alle erschossen!« sagte er gut gelaunt. Das Wort »erschießen« gab mir einen inneren Schauder. Es war noch nicht lange her, daß mein Körper von einer Kugel getroffen wurde, und ich erinnerte mich sehr lebhaft daran. Der Gedanke, daß es jemand passieren könne, den man gut kennt, ist nicht schön. Damals hielt ich es für selbstverständlich, daß alle wichtigen Leute in der P.O.U.M. erschossen *würden,* unter ihnen natürlich auch Kopp. Die ersten Gerüchte vom Tode Nins sickerten durch, und wir wußten, daß die P.O.U.M. des Verrates und der Spionage beschuldigt wurde. Alles deutete auf einen großen Schauprozeß hin, dem ein Gemetzel der führenden ›Trotzkisten‹ folgen würde. Es ist schrecklich, wenn man einen Freund im Gefängnis sieht und weiß, daß man selbst keine Macht hat, ihm zu helfen. Denn es gab nichts, was man tun konnte. Es war sogar nutzlos, sich an die belgischen Behörden zu wenden, denn Kopp hatte die Gesetze seines eigenen Landes gebrochen, als er hierherkam. Das Sprechen mußte ich vor allem meiner Frau überlassen. Mit meiner krächzenden Stimme konnte ich mich bei dem großen Lärm nicht verständlich machen. Kopp erzählte, daß er sich mit einigen anderen Gefangenen angefreundet habe. Er sagte uns, daß einige der Wachtposten gute Kerle seien, andere aber schlügen und mißhandelten die schüchterneren Gefangenen. Die Verpflegung, meinte er, sei nur ein ›Schweinefraß‹. Zum Glück hatten wir daran gedacht, ihm ein Paket Lebensmittel und auch Zigaretten mitzubringen. Dann erzählte uns

Kopp von den Papieren, die man ihm abgenommen hatte, als er verhaftet wurde. Darunter war auch ein Brief des Kriegsministers an den Kommandierenden Oberst der Pioniereinheiten der Ostarmee. Die Polizei hatte den Brief beschlagnahmt und sich geweigert, ihn zurückzugeben. Angeblich sollte er im Büro des Polizeichefs liegen. Vielleicht würde es sehr wichtig sein, den Brief zurückzubekommen.

Ich erkannte sofort, wie wichtig das sein könnte. Vielleicht würde ein offizieller Brief dieser Art, mit einer Empfehlung des Kriegsministeriums und General Pozas, Kopps Ehrlichkeit bezeugen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, die Existenz dieses Briefes zu beweisen. Wurde er im Büro des Polizeichefs geöffnet, konnte man sicher sein, daß irgendein Schuft ihn vernichten würde. Es gab nur einen Menschen, der ihn vielleicht zurückbekommen konnte. Das war der Offizier, an den der Brief adressiert war. Kopp hatte schon daran gedacht und einen Brief geschrieben, den ich aus dem Gefängnis schmuggeln und zur Post geben sollte. Aber es war offensichtlich schneller und sicherer, persönlich hinzugehen. Ich ließ meine Frau bei Kopp zurück, stürzte hinaus und fand nach langem Suchen ein Taxi. Ich wußte, daß Zeit alles war. Es war jetzt ungefähr halb sechs, der Oberst würde wahrscheinlich sein Büro um sechs Uhr verlassen, und morgen könnte der Brief Gott weiß wo sein. Vielleicht wäre er dann schon vernichtet oder unter einem Haufen anderer Dokumente verloren, die sich vermutlich zu Bergen häuften, während ein Verdächtiger nach dem anderen verhaftet wurde. Das Büro des Obersten lag in der Heereskommandantur unten am Kai. Als ich die Treppe hinaufstürzte, versperrte der wachhabende Sturmgardist am Tor den Weg mit seinem langen Bajonett und verlangte »*Papiere*«. *Ich hielt ihm meinen Entlassungsschein vor die* Nase. Offenbar konnte er nicht lesen und ließ mich passieren, beeindruckt von dem geheimnisvollen Wert der »Papiere«. Im Innern war das Gebäude ein riesiges, verschlun-

genes Gehege, das sich rund um einen zentralen Hof fügte. Auf jedem Stockwerk gab es Hunderte von Büros. Niemand hatte, da es in Spanien war, die leiseste Ahnung, wo das Büro lag, das ich suchte. Ich wiederholte dauernd: *»El coronel – jefe de ingenieros, Ejercito de Este!»* Die Leute lächelten und zuckten elegant mit ihren Schultern. Jeder, der irgendeine Vorstellung hatte, schickte mich in eine andere Richtung, diese Treppe hinauf, jene hinunter, durch endlose Gänge, die sich als Sackgassen erwiesen. Die Zeit aber wurde immer kürzer. Ich hatte das eigenartige Gefühl, unter einem Alpdruck zu stehen: Ich lief Treppen hinauf und hinab; ich sah geheimnisvolle Leute, die kamen und gingen; ich blickte durch offene Türen in chaotische Büros, in denen überall Papier umherlag und Schreibmaschinen ratterten; die Zeit verrann, und vielleicht lag ein Leben auf der Waagschale. Schließlich aber kam ich noch rechtzeitig an mein Ziel und wurde, ein wenig zu meiner Überraschung, sogar angehört. Ich sah den Oberst nicht, aber sein Adjutant oder Sekretär, ein kleiner Offizier mit großen und schielenden Augen in einer feinen Uniform, kam heraus, um mich im Vorzimmer zu befragen. Ich stieß meine Geschichte hervor. Ich sei wegen meines mir vorgesetzten Offiziers, Major Jorge Kopp, gekommen, der eine dringende Mission an der Front habe und der irrtümlich verhaftet worden sei. Der Brief an den Oberst sei vertraulicher Natur und müsse ohne Verzögerung wieder herbeigeschafft werden. Ich hätte monatelang unter Kopp gedient, er sei ein äußerst anständiger Offizier, offensichtlich sei seine Verhaftung ein Irrtum, die Polizei habe ihn mit irgend jemand verwechselt. Ich wiederholte und betonte die Dringlichkeit der Mission Kopps an der Front, denn ich wußte, daß dies das kräftigste Argument war. Aber es muß sich in meinem abscheulichen Spanisch, das jedesmal in einem kritischen Moment in Französisch umschlug, wie eine recht sonderbare Geschichte angehört haben. Das schlimmste aber war, daß meine Stimme

nahezu sofort aussetzte und ich nur mit größter Anstrengung ein Krächzen hervorbringen konnte. Ich befürchtete, daß sie vollständig verschwinden könnte und es dem kleinen Offizier überdrüssig würde, mir zuzuhören. Ich habe mich oft gefragt, was er sich wohl gedacht hat, wieso meine Stimme nicht in Ordnung sei. Ob er glaubte, ich sei betrunken, oder ich litte nur unter einem schlechten Gewissen.

Aber er hörte mir geduldig zu, nickte häufig mit seinem Kopf und stimmte dem, was ich sagte, vorsichtig zu. Ja, es klänge so, als sei ein Irrtum unterlaufen. Natürlich solle man die Sache untersuchen. *Mañana* –. Ich protestierte. Nicht *mañana!* Die Sache war dringend; Kopp sollte schon an der Front sein. Wieder schien der Offizier zuzustimmen. Dann kam die Frage, die ich gefürchtet hatte:

»Dieser Major Kopp – in welcher Einheit dient er?«

Das schreckliche Wort mußte gesagt werden: »In der P.O.U.M.-Miliz.«

»P.O.U.M.!«

Könnte ich dem Leser nur die erschrockene Bestürzung in seiner Stimme vermitteln. Man muß sich vor Augen halten, was man in diesem Augenblick von der P.O.U.M. hielt. Die Furcht vor Spionen hatte ihren Höhepunkt erreicht. Vermutlich glaubten alle guten Republikaner ein oder zwei Tage lang, daß die P.O.U.M. wirklich eine riesige, von den Deutschen bezahlte Spionageorganisation sei. Wenn man so etwas also einem Offizier der Volksarmee sagte, war es genauso, als ob jemand nach dem Schrecken der Roten-Brief-Affäre in den Kavallerieklub gekommen wäre und sich als Kommunist bezeichnet hätte. Seine dunklen Augen musterten versteckt mein Gesicht. Nach einer weiteren langen Pause sagte er langsam:

»Und Sie sagten, daß Sie mit ihm an der Front zusammen waren. Dann haben Sie selbst also auch in der P.O.U.M.-Miliz gedient?«

»Ja.«

Er drehte sich um und verschwand im Büro des Obersten. Ich konnte ein erregtes Gespräch hören. »Jetzt ist alles vorbei«, dachte ich. Wir würden Kopps Brief niemals zurückbekommen. Außerdem mußte ich bekennen, daß ich selbst der P.O.U.M. angehörte, und zweifellos würden sie die Polizei anrufen, damit sie mich verhafte, um so noch einen Trotzkisten zur Strecke zu bringen. Da kam der Offizier aber schon wieder heraus, setzte sich seine Mütze auf und bedeutete mir finster, ich solle ihm folgen. Wir gingen zum Amt des Polizeichefs. Es war ein langer Weg, wir mußten zwanzig Minuten gehen. Der kleine Offizier marschierte steif mit militärischem Schritt vor mir her. Auf dem ganzen Weg wechselten wir nicht ein einziges Wort. Als wir am Amt des Polizeichefs ankamen, drückte sich vor dem Tor ein Haufen recht abscheulich aussehender Halunken herum, vermutlich Polizeispitzel, Informanten und alle möglichen Spione. Der kleine Offizier ging hinein, ich hörte ein langes, erregtes Gespräch. Man konnte laute, wütende Stimmen hören, und man konnte sich heftige Gesten vorstellen, Achselzucken und auf den Tisch geschlagene Fäuste. Offenbar weigerte sich die Polizei, den Brief herauszugeben. Schließlich aber kam der Offizier wieder heraus, er war ganz rot im Gesicht, aber er hatte einen großen, offiziellen Umschlag in der Hand. Es war Kopps Brief. Wir hatten einen winzigen Sieg errungen, der aber nicht die geringste Bedeutung hatte, wie sich später herausstellte. Der Brief wurde pflichtgemäß abgeliefert, aber die militärischen Vorgesetzten konnten Kopp keinesfalls aus dem Gefängnis befreien.

Der Offizier versprach mir, den Brief dem Obersten auszuhändigen. Was aber sollte mit Kopp geschehen? sagte ich. Konnten wir ihn nicht frei bekommen? Er zuckte mit der Schulter. Das war eine ganz andere Sache. Sie wußten nicht, warum Kopp verhaftet worden war. Er sagte mir nur, daß die geeigneten Untersuchungen durchgeführt würden. Es gab nichts mehr zu sagen, wir mußten uns trennen. Wir bei-

de verbeugten uns leicht. Und dann geschah etwas sehr Seltsames und Erregendes. Der kleine Offizier zögerte einen Augenblick, dann trat er auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

Ich weiß nicht, ob ich überzeugend genug schildern kann, wie sehr mich diese Geste ergriff. Es hört sich so unwichtig an. Aber das war es keinesfalls. Man muß sich vorstellen, welche Gefühle man damals hatte – die schreckliche Atmosphäre des Mißtrauens und des Hasses, der Lügen und Gerüchte, die überall die Runde machten, die Plakate auf den Litfaßsäulen, die laut verkündeten, daß ich und jeder, der der gleichen Gruppe angehörte, ein faschistischer Spion sei. Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß wir vor dem Amt des Polizeichefs standen, genau vor dem schmutzigen Gesindel der Kolporteure und *agents provocateurs*. Jeder einzelne von ihnen konnte vielleicht wissen, daß ich von der Polizei ›gesucht‹ wurde. Es war das gleiche, als ob man während des Ersten Weltkrieges in der Öffentlichkeit einem Deutschen die Hand geschüttelt hätte. Ich vermute, daß er sich wohl dazu durchgerungen hatte, daß ich wirklich kein faschistischer Spion sei. Aber es war dennoch sehr anständig von ihm, meine Hand zu schütteln.

Ich beschreibe diese Szene, so trivial sie auch klingen mag, denn sie ist etwas typisch Spanisches – sie zeigt einen jener Augenblicke der Großzügigkeit, die einem die Spanier unter den schlimmsten Umständen entgegenbringen. Ich habe die übelsten Erinnerungen an Spanien, aber ich habe nur wenige schlechte Erinnerungen an die Spanier. Ich kann mich nur an zwei Gelegenheiten erinnern, bei denen ich mit einem Spanier ernstlich böse war. Beide Male aber hatte ich vermutlich selbst unrecht, wenn ich heute darüber nachdenke. Die Spanier sind ohne Zweifel großzügig, sie haben einen gewissen Adel, der eigentlich nicht in das zwanzigste Jahrhundert gehört. Diese Haltung gibt uns die Hoffnung, daß in Spanien selbst der Faschismus eine verhältnismäßig

lockere und erträgliche Form annehmen mag. Nur wenige Spanier besitzen die verdammenswerte Tüchtigkeit und Beständigkeit, die ein moderner totalitärer Staat benötigt. Als die Polizei einige Nächte vorher das Zimmer meiner Frau durchsuchte, hatte sie dafür eine eigentümliche kleine Illustration geliefert. Diese Durchsuchung war tatsächlich eine sehr interessante Sache, und ich hätte sie gerne gesehen, obwohl es vielleicht genauso gut ist, daß ich sie nicht sah, denn ich hätte mich wahrscheinlich nicht beherrschen können.

Die Polizei führte die Durchsuchung im bekannten Stil der Ogpu oder Gestapo durch. In den frühen Morgenstunden klopften sie an die Tür, und sechs Männer marschierten herein, schalteten das Licht an und postierten sich sofort in verschiedenen Ecken des Zimmers, worüber sie sich offensichtlich schon vorher geeinigt hatten. Dann durchsuchten sie beide Zimmer mit unfaßbarer Gründlichkeit (nebenan war ein Badezimmer). Sie klopften die Wände ab, hoben die Läufer auf, untersuchten den Boden, befühlten die Vorhänge, stocherten unter die Badewanne und die Heizungskörper, leerten jede Schublade und jeden Koffer, betasteten alle Kleidungsstücke und hielten sie gegen das Licht. Sie beschlagnahmten alle Papiere, einschließlich dessen, was im Papierkorb lag, und obendrein unsere sämtlichen Bücher. Sie gerieten in eine Ekstase des Mißtrauens, als sie herausfanden, daß wir eine französische Übersetzung von Hitlers *Mein Kampf* besaßen. Das hätte unser Schicksal besiegelt, wenn es das einzige Buch gewesen wäre, das sie bei uns fanden. Es ist eindeutig, daß ein Mensch, der *Mein Kampf* liest, ein Faschist sein muß. Im nächsten Augenblick jedoch fanden sie eine Ausgabe von Stalins Heft *Wie man Trotzkisten liquidiert und mit anderen Verrätern umspringen muß.* Das brachte sie etwas zur Beruhigung. In einer Schublade lag eine Anzahl Päckchen Zigarettenpapier. Sie nahmen jedes Päckchen auseinander und untersuchten jedes Stückchen Papier für sich, ob vielleicht eine Botschaft daraufgeschrie-

ben sei. Insgesamt durchsuchten sie unsere Sachen fast zwei Stunden lang. Aber während der ganzen Zeit *durchsuchten sie das Bett nicht*. Während der ganzen Zeit lag meine Frau im Bett, und es hätte bestimmt ein halbes Dutzend Maschinenpistolen unter der Matratze liegen können, gar nicht zu sprechen von einer Bibliothek trotzkistischer Dokumente unter dem Kissen. Aber die Geheimpolizisten dachten nicht daran, das Bett zu berühren, ja, sie sahen nicht einmal darunter. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies zur normalen Routine der Ogpu gehört. Man muß sich vorstellen, daß die Polizei fast vollständig unter kommunistischer Kontrolle stand und daß diese Leute wahrscheinlich kommunistische Parteimitglieder waren. Aber sie waren auch Spanier, und es wäre ein bißchen zu viel für sie gewesen, eine Frau aus dem Bett zu zerren. So wurde dieser Teil ihrer Aufgabe schweigend übergangen, und damit war die ganze Durchsuchung sinnlos.

In dieser Nacht schliefen McNair, Cottman und ich in hohem Gras am Rande eines verlassenen Baugeländes. Die Nacht war für die Jahreszeit sehr kalt, und keiner von uns schlief sehr viel. Ich erinnere mich noch an die langen trostlosen Stunden, die wir herumlungerten, ehe wir eine Tasse Kaffee bekommen konnten. Zum erstenmal, seit ich nach Barcelona gekommen war, sah ich mir die Kathedrale an. Es war eine moderne Kathedrale, aber gleichzeitig eines der häßlichsten Gebäude der Welt. Sie hat vier mit Zinnen versehene Türme, die genau wie Rheinweinflaschen aussehen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Kirchen in Barcelona war sie während der Revolution nicht beschädigt worden. Die Leute sagten, man hätte sie wegen ihres ›künstlerischen Wertes‹ verschont. Ich bin der Ansicht, daß die Anarchisten schlechten Geschmack bewiesen, als sie die Kirche nicht in die Luft sprengten, solange sie die Gelegenheit dazu hatten, obwohl sie ein rot-schwarzes Banner zwischen die Türme hängten. An diesem Nachmittag besuchten meine Frau und

ich Kopp zum letztenmal. Wir konnten nichts, aber wirklich nichts für ihn tun, nur auf Wiedersehen sagen und etwas Geld bei spanischen Freunden lassen, die ihm Nahrung und Zigaretten bringen würden. Etwas später aber, wir hatten schon Barcelona verlassen, wurde er auch *incomunicado* gehalten, und man konnte ihm nicht einmal mehr Lebensmittel schicken. Als wir an diesem Abend die Rambla hinuntergingen, kamen wir am Café ›Moka‹ vorbei, das immer noch von den Zivilgardisten besetzt gehalten wurde. Spontan ging ich hinein und sprach zwei von ihnen an, die an der Theke lehnten und ihre Gewehre über dem Rücken trugen. Ich fragte sie, ob sie wüßten, wer von ihren Kameraden hier während der Maikämpfe Dienst getan hätte. Sie wußten es nicht und konnten mit der üblichen spanischen Ungenauigkeit auch niemanden ausfindig machen, der es wußte. Ich sagte ihnen, mein Freund Jorge Kopp läge im Gefängnis und würde vielleicht für etwas, was mit den Maikämpfen zusammenhing, vor Gericht gestellt. Die Leute aber, die hier Dienst getan hätten, wüßten, daß er die Kämpfe aufgehalten habe und einigen Leuten das Leben gerettet hätte. Sie sollten sich vielleicht überwinden und Zeugnis dafür ablegen. Einer der Leute, mit denen ich sprach, war ein stumpfer, schwerfälliger Mann, der dauernd seinen Kopf schüttelte, weil er durch den Verkehrslärm meine Stimme nicht hören konnte. Aber der zweite war anders. Er sagte, er hätte durch seine Kameraden von Kopps Aktion gehört; Kopp sei ein *buen chico* (ein guter Kerl). Aber selbst damals wußte ich schon, daß alles nutzlos war. Sollte Kopp wirklich vor Gericht gestellt werden, würde das wie in allen gleichartigen Prozessen auf Grund falscher Beweise geschehen. Wenn er inzwischen erschossen worden ist (ich befürchte, das ist ziemlich sicher), so wird dies sein Nachruf sein: das *buen chico* des einfachen Zivilgardisten, selbst ein Teil des schmutzigen Systems, aber noch menschlich genug, um eine anständige Handlung als solche zu erkennen.

Wir führten ein außergewöhnliches, verrücktes Dasein. Während der Nacht waren wir Verbrecher, während des Tages waren wir wohlhabende, englische Besucher – so gaben wir uns jedenfalls. Selbst wenn man eine Nacht draußen verbracht hat, bewirken eine Rasur, ein Bad und frisch geputzte Schuhe ein Wunder in bezug auf das Äußere. Augenblicklich war es das sicherste für uns, so bürgerlich wie möglich auszusehen. Wir hielten uns in den vornehmen Wohnvierteln der Stadt auf, wo man unsere Gesichter nicht kannte, gingen in teure Restaurants und behandelten die Kellner auf eine typisch englische Art. Zum erstenmal in meinem Leben schrieb ich auch etwas auf die Wände. In den Eingängen verschiedener feiner Restaurants kritzelte ich »Visca P.O.U.M.!« so groß, wie ich es schreiben konnte, an die Wand. Während der ganzen Zeit war ich technisch auf der Flucht, fühlte mich aber nicht in Gefahr. Das Ganze erschien so absurd. Ich hatte den unausrottbaren englischen Glauben, daß ›sie‹ mich nicht verhaften könnten, es sei denn, ich hätte ein Gesetz gebrochen. Das ist die gefährlichste Illusion, die man während eines politischen Pogroms haben kann. Der Befehl für die Verhaftung McNairs war erlassen worden, und es war durchaus möglich, daß auch der Rest von uns auf der Liste stand. Die Verhaftungen, Überfälle und Durchsuchungen gingen pausenlos weiter. Zu dieser Zeit war praktisch jeder, den wir kannten, im Gefängnis, mit Ausnahme derjenigen, die an der Front waren. Die Polizei ging sogar auf die französischen Schiffe, die von Zeit zu Zeit Flüchtlinge wegbrachten, und verhaftete verdächtige ›Trotzkisten‹.

Wir verdanken es der Gefälligkeit des britischen Konsuls, daß es uns gelang, unsere Pässe in Ordnung zu bringen. Er muß in dieser Woche eine recht anstrengende Zeit verbracht haben. Je eher wir abreisten, desto besser. Der Zug nach Port Bou sollte um halb acht Uhr abends fahren, und man hätte normalerweise erwarten können, daß er etwa um halb

neun abfahren würde. Wir hatten verabredet, daß meine Frau vorher ein Taxi bestellen und ihre Koffer packen solle. Dann sollte sie im allerletzten Augenblick ihre Rechnung bezahlen und das Hotel verlassen. Erregte sie im Hotel zu viel Aufsehen, würde die Direktion sicherlich die Polizei benachrichtigen. Ich ging gegen sieben Uhr zum Bahnhof und erfuhr, daß der Zug schon abgefahren war. Er hatte um zehn vor sieben Barcelona verlassen. Wie üblich, hatte es sich der Lokomotivführer anders überlegt. Glücklicherweise konnten wir meine Frau noch rechtzeitig warnen. Der nächste Zug fuhr früh am nächsten Morgen. McNair, Cottman und ich aßen in einem kleinen Restaurant in der Nähe des Bahnhofs zu Abend und entdeckten durch vorsichtiges Fragen, daß der Besitzer des Restaurants Mitglied der C.N.T. und uns wohlgesinnt war. Er vermietete uns ein Dreibettzimmer und vergaß, die Polizei zu benachrichtigen. Es war das erstemal seit fünf Nächten, daß ich ohne meine Kleider schlafen konnte.

Am nächsten Morgen gelang es meiner Frau, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Hotel zu entwischen. Der Zug fuhr mit einer Stunde Verspätung ab. Ich benutzte die Zeit, um einen langen Brief an das Kriegsministerium zu schreiben. Ich schilderte darin den Fall Kopps, wie er zweifellos irrtümlicherweise verhaftet worden sei, wie dringend er an der Front benötigt würde und wie viele Leute bescheinigen könnten, daß er sich nichts habe zuschulden kommen lassen. Ich weiß nicht, ob irgend jemand diesen Brief gelesen hat, den ich mit einer zittrigen Handschrift und einem noch unbeholfeneren Spanisch auf Blätter schrieb, die ich aus meinem Notizbuch herausgerissen hatte; meine Finger waren immer noch halb gelähmt. Jedenfalls hat weder dieser Brief noch sonst etwas eine Wirkung gehabt. Während ich heute, sechs Monate nach den Ereignissen, schreibe, ist Kopp (wenn er nicht erschossen worden ist) immer noch ohne Anklage und ohne Gerichtsurteil im Gefängnis. Anfangs erhielten

wir ein oder zwei Briefe von ihm, die von entlassenen Gefangenen hinausgeschmuggelt und in Frankreich aufgegeben worden waren. Alle berichteten uns das gleiche – Gefangenschaft in schmutzigen, dunklen Verliesen, schlechte und unzureichende Ernährung, ernste Erkrankung infolge der Verhältnisse im Gefängnis und der Verweigerung ärztlicher Pflege. Diese Angaben wurden mir von verschiedenen anderen englischen und französischen Quellen bestätigt. Kürzlich verschwand er in einem der ›Geheimgefängnisse‹, mit denen anscheinend überhaupt keine Verbindung möglich ist. Sein Fall ist ein typisches Beispiel für Dutzende oder Hunderte von Ausländern und wer weiß wie viele Tausende von Spaniern.

Schließlich überschritten wir die Grenze ohne jeden Zwischenfall. Der Zug führte die erste Klasse und hatte einen Speisewagen, den ersten, den ich in Spanien gesehen hatte. Bis vor kurzem gab es in Katalonien nur Züge mit einer Klasse. Zwei Polizisten gingen durch den Zug und notierten die Namen der Ausländer, aber als sie uns im Speisewagen sahen, schienen sie von unserer Anständigkeit überzeugt zu sein. Es war eigenartig, wie sich alles verändert hatte. Noch sechs Monate vorher, als die Anarchisten an der Regierung waren, galt man dann als anständig, wenn man wie ein Proletarier aussah. Auf dem Wege von Perpignan nach Cerbères hatte ein französischer Kaufmann in meinem Eisenbahnwagen in vollem Ernst zu mir gesagt: »Sie müssen nicht so, wie Sie aussehen, nach Spanien gehen. Legen Sie Ihren Kragen und Ihre Krawatte ab. In Barcelona wird man sie Ihnen abreißen.« Er übertrieb, aber seine Bemerkung illustrierte, wie man über Katalonien dachte. An der Grenze hatten die anarchistischen Wachtposten einen vornehm gekleideten Franzosen und seine Frau zurückgeschickt. Ich vermute, sie taten es nur deshalb, weil sie zu bürgerlich aussahen. Jetzt war es genau umgekehrt; bürgerlich auszusehen war die einzige Rettung. Im Paßbüro prüften sie, ob

wir im Verzeichnis der Verdächtigen standen, aber dank der Nachlässigkeit der Polizei waren unsere Namen dort nicht vermerkt, nicht einmal der von McNair. Man durchsuchte uns von Kopf bis Fuß, aber wir besaßen außer meinen Entlassungspapieren nichts, was uns in Verdacht bringen konnte. Die Carabineros, die mich durchsuchten, wußten aber nicht, daß die 29. Division zur P.O.U.M. gehörte. So entwischten wir durch den Schlagbaum, und nach sechs Monaten war ich wieder auf französischem Boden. Meine einzigen Souvenirs aus Spanien waren eine Wasserflasche aus Ziegenfell und eine der winzigen Eisenlampen, in denen die Bauern in Aragonien ihr Olivenöl brennen. Diese Lampen haben fast die gleiche Form wie die kleinen Terrakottalampen, die die Römer vor zweitausend Jahren benutzten. Ich hatte sie in einer zerstörten Hütte gefunden, und sie war in meinem Gepäck geblieben.

Schließlich stellte sich aber heraus, daß wir keine Minute zu früh entkommen waren. Im ersten Zeitungsblatt, das wir in die Hände bekamen, lasen wir, daß McNair wegen Spionage verhaftet worden sei. Die spanischen Behörden hatten diese Verhaftung ein wenig zu früh angekündigt. Glücklicherweise läßt sich ›Trotzkismus‹ nicht ausliefern.

Ich frage mich, was wohl angemessen ist, wenn man aus einem Land, in dem Krieg herrscht, kommt und seinen Fuß auf friedlichen Boden setzt. Ich rannte damals zum nächsten Tabakladen und kaufte so viel Tabak und Zigaretten, wie ich in meine Taschen stopfen konnte. Dann gingen wir alle an ein Büfett und tranken eine Tasse Tee, den ersten Tee mit frischer Milch, den wir seit Monaten bekommen hatten. Es dauerte einige Tage, ehe ich mich daran gewöhnt hatte, daß ich meine Zigaretten kaufen konnte, wann ich wollte. Ich erwartete immer noch, die Tür des Tabakladens verschlossen zu finden und ein Schild mit der Ankündigung »*No hay tobaco*« im Fenster zu sehen.

McNair und Cottman gingen nach Paris, meine Frau und

ich verließen den Zug in Banyuls, der ersten Station an der Bahnlinie. Wir hatten das Gefühl, daß wir uns ein bißchen erholen sollten. Wir wurden nicht gerade sehr freundlich empfangen, als man Banyuls erfuhr, wir kämen aus Barcelona. Ich wurde häufig in das gleiche Gespräch verwickelt: »Sie kommen aus Spanien? Auf welcher Seite haben Sie gekämpft? Der Regierung? Oh!« – und dann kam eine spürbare Kühle. Die kleinste Stadt schien völlig für Franco eingenommen zu sein, zweifellos wegen der vielen spanischen faschistischen Flüchtlinge, die hier von Zeit zu Zeit ankamen. Der Kellner des Cafés, in das ich ging, war ein mit Franco sympathisierender Spanier und sah mich verächtlich an, als er mir einen Aperitif brachte. In Perpignan war es anders. Diese Stadt steckte voller Parteigänger der Regierung, und dort bekämpften sich die verschiedenen Gruppen fast genauso heftig wie in Barcelona. Dort gab es ein Café, wo das Wort P.O.U.M. die Freundschaft zu den Franzosen anknüpfte und ein Lächeln der Kellner hervorrief.

Ich glaube, wir blieben drei Tage in Banyuls. Es war eine eigentümlich unruhige Zeit. Wir hätten uns eigentlich in diesem ruhigen Fischerstädtchen vollständig erleichtert und dankbar fühlen sollen, da wir so weit von den Handgranaten entfernt waren, von den Maschinengewehren, den um Lebensmittel Schlange stehenden Leuten, der Propaganda und den Intrigen. Aber wir fühlten nichts dergleichen. Was wir in Spanien gesehen hatten, fiel jetzt, nachdem wir uns davon gelöst hatten, nicht zurück und verlor keinesfalls an Bedeutung. Die Erinnerung daran stürzte vielmehr erst recht auf uns ein und war viel lebhafter als vorher. Ununterbrochen dachten, sprachen und träumten wir von Spanien. Vorher hatten wir uns monatelang gesagt, daß wir an die Mittelmeerküste gehen, uns ausruhen und vielleicht ein wenig fischen würden, »wenn wir aus Spanien hinauskommen«. Nachdem wir aber jetzt hier waren, empfanden wir nur Langeweile und Enttäuschung. Das Wetter war kühl,

vom Meer blies ein ständiger Wind, das Wasser war bewegt und glanzlos, am Hafenrand schwappten Asche, Korken und Fischeingeweide gegen die Steine. Es mag wahnsinnig klingen, aber wir wären am liebsten wieder in Spanien gewesen. Obwohl es niemand genutzt, ja sogar ernsten Schaden angerichtet hätte, wünschten wir uns beide, mit den anderen im Gefängnis zu sein.

Ich vermute, daß es mir nicht gelungen ist, mehr als eine Spur davon zu vermitteln, was diese Monate in Spanien für mich bedeuteten. Ich habe einige äußere Ereignisse berichtet, aber ich kann nicht die Gefühle wiedergeben, die sie in mir hinterlassen haben. Sie vermischen sich unzertrennbar mit Erscheinungen, Gerüchen und Geräuschen, die man nicht mit Worten ausdrücken kann: der Geruch der Schützengräben, die Morgendämmerung in den Bergen, die sich in einer unfaßbaren Entfernung verloren, das frostige Krachen der Kugeln, das Donnern und Blitzen der Handgranaten; das klare, kalte Licht der Morgenstunden in Barcelona, das Stampfen der Stiefel auf dem Kasernenhof, damals die Schlangen der Leute, die nach Lebensmitteln anstanden, die rot-schwarzen Fahnen und die Gesichter der spanischen Milizleute; vor allem die Gesichter der Milizleute, es waren Menschen, mit denen ich an der Front zusammen gewesen war und die nun Gott weiß wohin verstreut worden waren, einige waren in der Schlacht gefallen, einige zum Krüppel geschossen, einige im Gefängnis; die meisten aber, hoffe ich, sind noch in Sicherheit und gesund. Ich wünsche ihnen allen viel Glück. Ich hoffe, daß sie den Krieg gewinnen werden und alle Ausländer, ob Deutsche, Russen oder Italiener, aus Spanien vertreiben. Dieser Krieg, in dem ich eine so wirkungslose Rolle spielte, hat vor allem schlechte Erinnerungen in mir hinterlassen, und doch würde ich es bedauern, nicht daran teilgenommen zu haben. Wenn man nur einen Blick auf eine derartige Katastrophe geworfen hat, muß das Ergebnis nicht notwendigerweise Enttäuschung oder Zynis-

mus sein. Wie auch der spanische Krieg enden mag, er wird sich jedenfalls als eine entsetzliche Katastrophe erweisen, ganz abgesehen von dem Gemetzel und den körperlichen Leiden. Seltsamerweise hat das ganze Erlebnis meinen Glauben an die Anständigkeit menschlicher Wesen nicht vermindert, sondern vermehrt. Ich hoffe deshalb, daß mein Bericht nicht zu irreführend ist. Ich nehme an, daß in einer derartigen Angelegenheit niemand vollständig wahrhaftig ist oder sein kann. Man weiß nichts mit Sicherheit, außer dem, was man mit eigenen Augen gesehen hat. Bewußt oder unbewußt schreibt jeder voreingenommen und nimmt Partei. Wenn ich es in diesem Buch nicht schon vorher gesagt habe, möchte ich es jetzt aussprechen: Der Leser hüte sich vor meiner lebhaften Parteinahme, meinen Fehlern in der Darstellung der Fakten und der Verzerrung, die unausweichlich dadurch verursacht wird, daß ich nur eine Ecke des Geschehens gesehen habe. Der Leser sollte sich vor genau den gleichen Fehlern hüten, wenn er einen anderen Bericht über diesen Abschnitt des spanischen Krieges liest.

Wir verließen Banyuls früher, als wir beabsichtigt hatten, in dem Gefühl, daß wir etwas tun sollten und es doch tatsächlich nichts gab, was wir tun konnten. Mit jedem Kilometer, den wir weiter nach Norden fuhren, wurde Frankreich grüner und sanfter. Weg von Berg und Rebe, zurück zu Wiese und Ulme. Als ich auf dem Weg nach Spanien durch Paris gekommen war, war es mir verfallen und düster erschienen, ganz anders als das Paris, das ich acht Jahre vorher gekannt hatte, als das Leben noch billig war und man noch nichts von Hitler gehört hatte. Die Hälfte aller mir bekannten Cafés hatte wegen Kundenmangels geschlossen, und jeder wurde geplagt von den hohen Lebenshaltungskosten und der Kriegsfurcht. Jetzt aber, nach der Armut Spaniens, erschien mir selbst Paris lustig und wohlhabend. Auch die Weltausstellung lief auf vollen Touren, trotzdem vermieden wir es, sie zu besuchen.

Dann kamen wir nach England – Südengland, das wahrscheinlich die einlullendste Landschaft der Welt ist. Wenn man diese Reise macht, ist es schwer zu glauben, daß überhaupt irgendwo etwas geschieht, besonders wenn man sich gerade mit den Plüschkissen im Eisenbahnwagen des Schiffszuges unter dem Hintern friedlich von der Seekrankheit erholt. Erdbeben in Japan, Hungersnöte in China, Revolution in Mexiko? Mach dir keine Sorgen, morgen früh wird die Milch auf der Türschwelle stehen, und am Freitag wird der *New Statesman* herauskommen. Die Industriestädte lagen weit weg, ein Schmutzfleck aus Qualm und Elend, der von der Rundung der Erdoberfläche verborgen wurde. Hier unten gab es immer noch das England, das ich in meiner Kindheit gekannt hatte: die Durchstiche der Eisenbahnlinie, die durch wilde Blumen verschönert wurden, die weitläufigen Weiden, auf denen große, glänzende Pferde grasen und meditieren, die langsam fließenden Bäche, die von Weiden gesäumt sind, die üppigen grünen Kronen der Ulmen, der Rittersporn in den Gärten; dann die riesige, friedliche Wildnis am Rande von London, die Kähne auf dem schmutzigen Fluß, die altgewohnten Straßen, die Plakate mit den Ankündigungen von Kricketspielen und königlichen Hochzeiten, die Männer mit ihren ›Melonen‹, die Tauben auf dem Trafalgar Square, die roten Autobusse, die blauen Polizisten – sie alle schliefen den tiefen, tiefen Schlaf Englands. Ich fürchte, wir werden nie daraus erwachen, ehe uns nicht das Krachen von Bomben daraus erweckt.